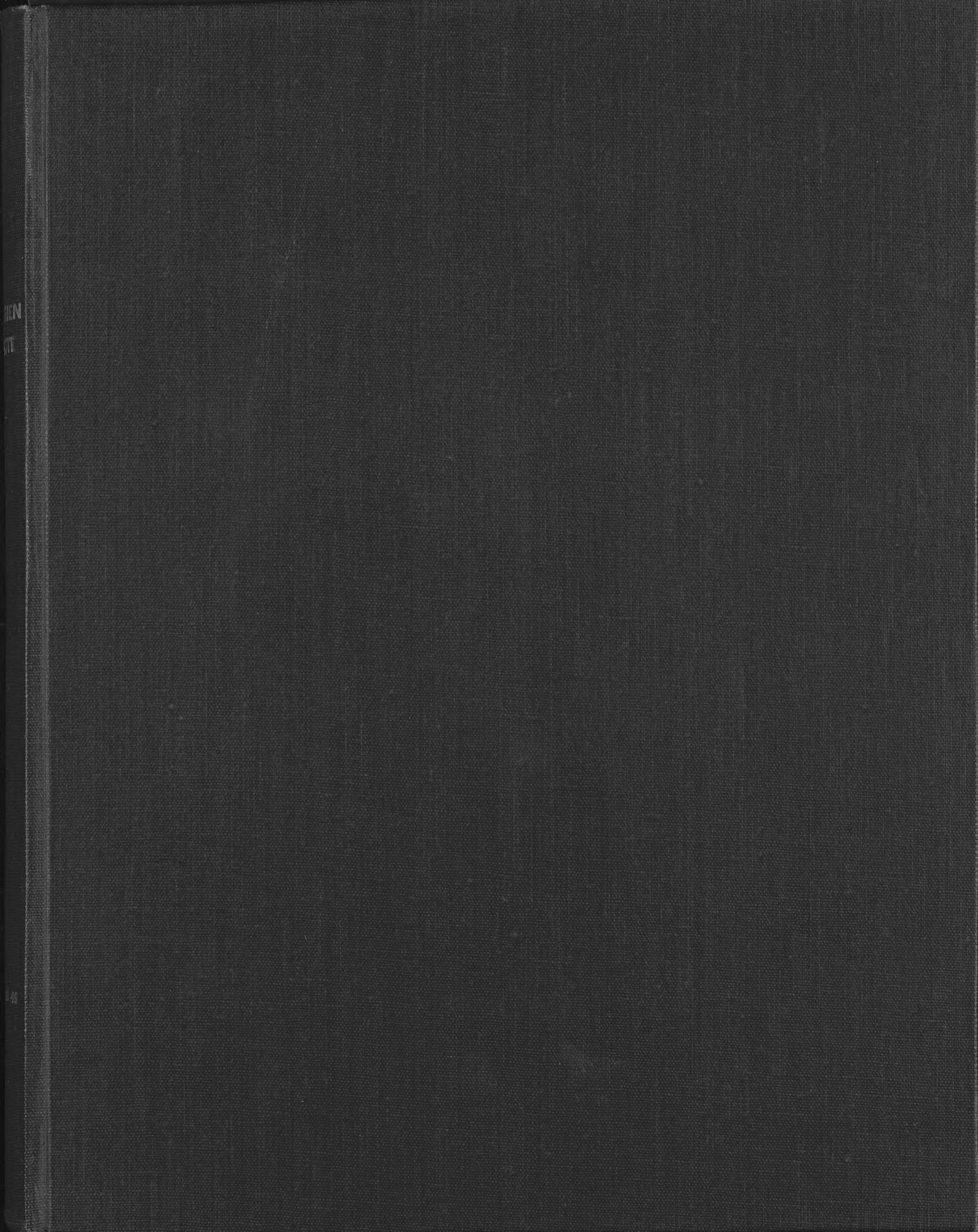
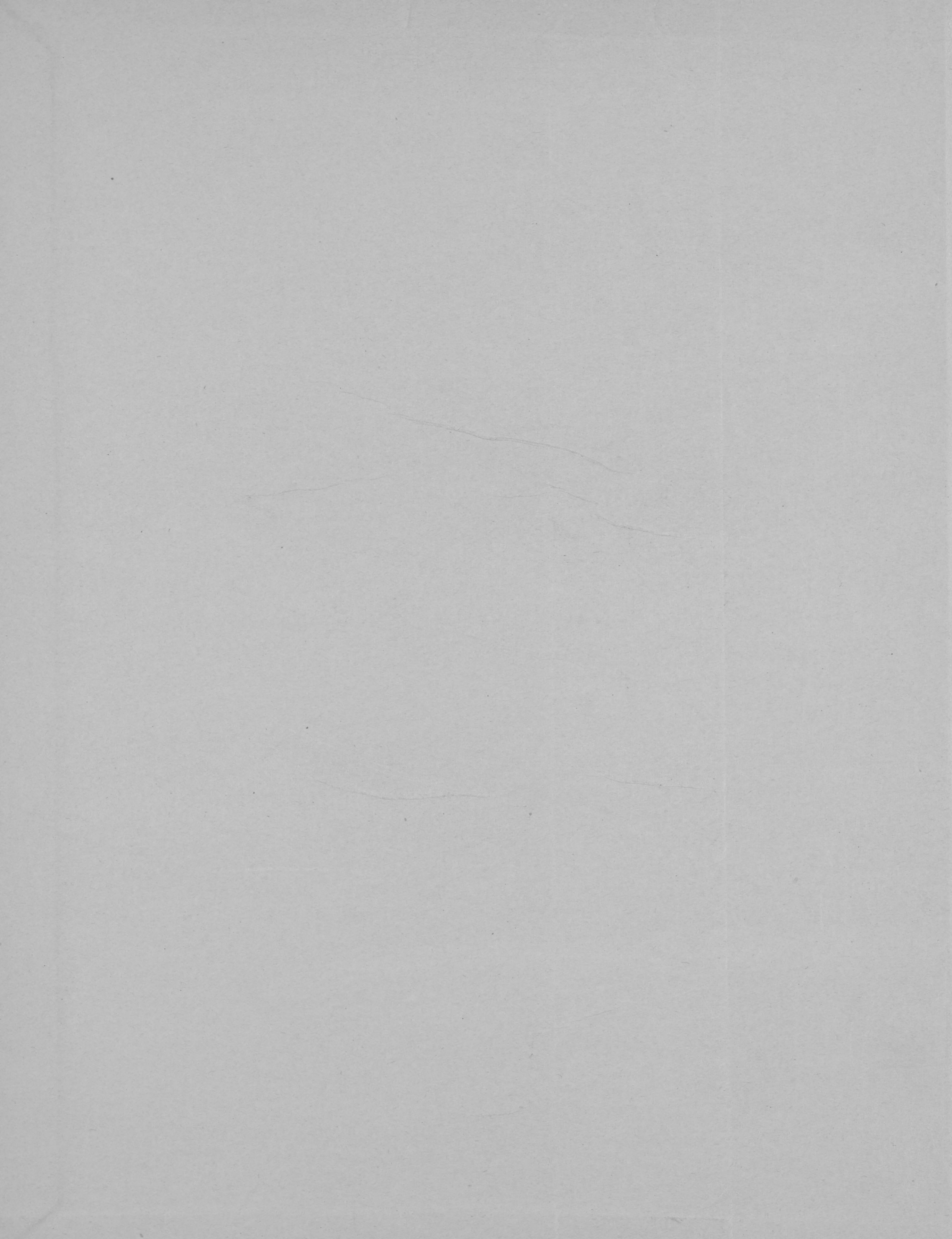
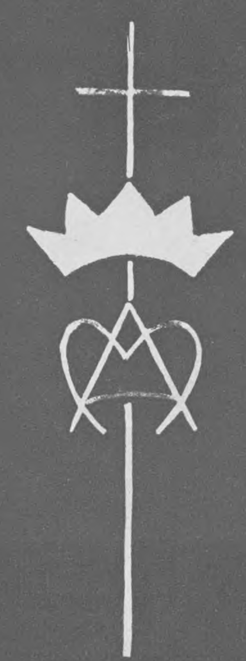




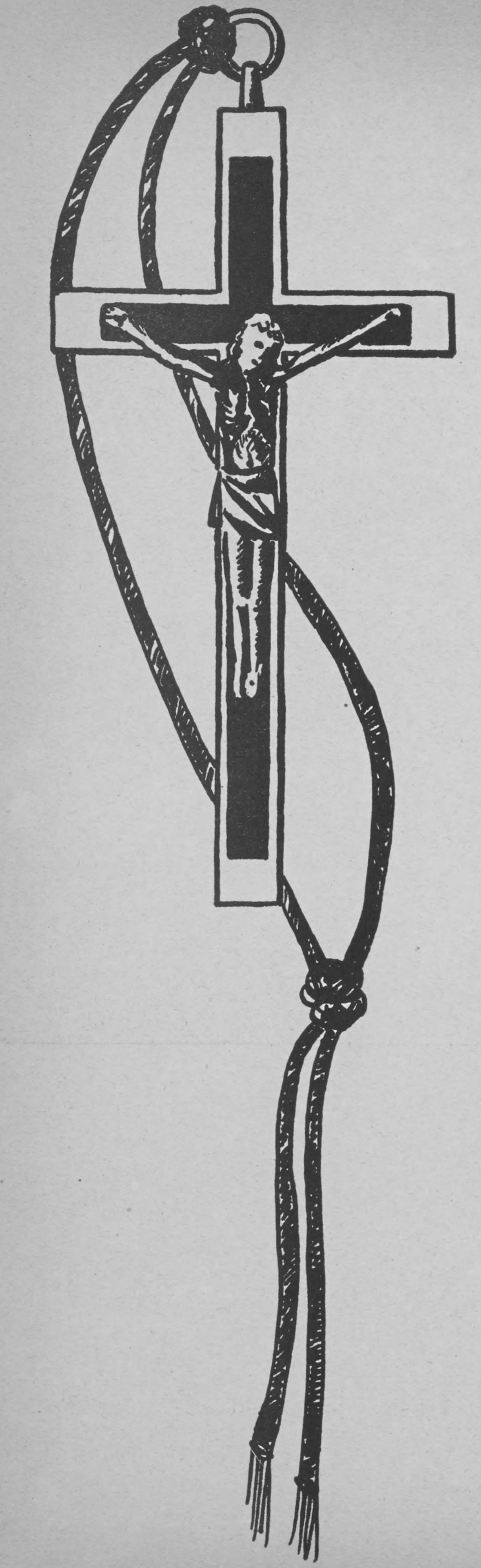




Oktober 1948



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Warum haben wir einen Marianischen Missionsverein?

Aus Auftrag Gottes an Christus ist „das Licht in die Welt gekommen". (Joh., 1,9)

„Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden" (Luk., 2,32)

„Das Licht der Welt" (Joh., 8,12)

Das Gott in die Welt gesandt hat, „damit die Welt gerettet werde"" (Joh., 3,17)

Er kam, zu suchen und zu retten, was verloren war (Luk., 19,10)

„Christus wahrhaftig der Erlöser der Welt" (Joh., 4,42)

Christus kam, jede Seele zu erlösen. Der Christen Aufgabe besteht darin, mit Christus alle Seelen zur Erlösung zu bringen. Die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins arbeiten seit langen Jahren schon, den Oblatenmissionaren in ihrer Heidemissionsarbeit zu helfen. Sie werden deswegen auch „Laien-Oblaten Missionare" genannt. Ihre Hilfe, die sie uns so freudig durch Mitbeten und Mitopfern für die Entwicklung der Missionen und für die Erziehung neuer Missionare schenken, ist von einem Werte, den wir nicht entbehren können. Die Oblatenmissionare versuchen deswegen auch alles, den Mitgliedern des Missionsvereins Gegenhilfe zu leisten.

Jeden Tag wird für alle Mitglieder eine heilige Messe gelesen. Die Mitglieder nehmen an allen Priester- und Missionswerken der Oblatenmissionare teil und erfreuen sich großer Ablässe.

Außerdem werden noch von Zeit zu Zeit Meßnovenen abgehalten, in denen die Meinung der Mitglieder ganz besonders eingeschlossen ist.

In kurzer Zeit werden wir allen Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins ein Rundschreiben zukommen lassen, in denen wir sie mit unseren weiteren Plänen bekannt machen werden. In der Zwischenzeit wollen wir nicht unterlassen, die täglichen drei „Gegrüßet seist du, Maria" für die Entwicklung der Missionen zu beten. Wir wollen auch versuchen, neue Mitglieder zu werben.

Mit priesterlichem Segen

H. Krawitz, O.M.J.,

Direktor.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang Battleford, Sask., Oktober 1948 No. 1

Dies und Das

Rosenkranz. Wir wundern uns über Gott. Es ist doch soviel Sünde in der Welt und so viel Bosheit. Menschen lassen Millionen ihrer Mitmenschen einfach verhungern. Haß, Ausbeuterei und Hohnlachen über Glaube und über Gott selbst werden immer allgemeiner. Und dazu noch die kaum in Zahlen zu fassenden Sünden der Einzelmenschen, der Armen und der Reichen, der Jungen und der Alten, der Glaubenden und der Ungläubigen! Dazu noch dieser erschauernde Sündengeist unseres Zeitalters, der ganze Generationen heranwachsender Kinder in Sünde und zur Sünde erzieht!

Warum schweigt Gott zu all' diesen Gräßlichkeiten? Sollte er nicht den Engel seiner Strafe herabschicken, damit er endlich einmal beginne, den Guten zu schirmen und zu schlagen den Ungerechten?

Warum schweigt Gott?

Gott schweigt ja garnicht! Es ist nur so, daß seine Wege immer ganz anders sind als unsere Wege, und daß wir gewöhnlich nicht hören — was wir nicht hören wollen. Was wir aber so gerne hören möchten: „Es wird dir gut gehen auf Erden! Du wirst reich werden und alle Güter dieser Welt besitzen, in Macht und in Herrlichkeit!", — dieser große, so heiß ersehnte Wort werden wir nie vernehmen. Denn diese Welt ist überschattet vom Bösen und vom Fluche Gottes über alle Sünde. „Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen, und Dornen und Disteln wird die Erde dir gebären." So sprach der Herr, und sein Wort bleibt bis zum Ende der Tage dieser Erde. Teilweise Erlösung in dieser Welt und vollkommene Erlösung im kommenden Leben von allem Uebel kommt uns nur durch das Kreuz Jesu Christi — das wir mittragen.

Gott schweigt nicht. Anstatt uns aber den Engel seiner Strafe zu senden, ließ er uns Menschen die reinste Lichtgestalt des Himmels erscheinen, die heilige Jungfrau Maria. Ueber sechzigtausend Menschen waren am 13. Oktober 1917 Zeugen des Himmlischen, das an jenem Tage in Fatima, Portugal, geschah. Es läßt sich das Erscheinen der Gottesmutter in Fatima nicht mehr fortleugnen oder fortlächeln. Sie war da, die heilige Gottesmutter, und sie brachte uns Botschaft von Gott.

So einfach und so eigenartig ist diese Botschaft, daß die ganze Geschichte fast unglaublich klingt. Wir sollen den Rosenkranz beten! Das ist alles, was die Mutter des Herrn uns zu sagen hatte.

In einer Welt, die sich nie dagewesener wissenschaftlicher Kenntnisse und politischer Wichtigkeiten rühmt, hört sich so eine Botschaft geradezu lächerlich und töricht an. Wir sollen den Rosenkranz beten, und alles werde schon wieder gut werden! Die allerbesten Köpfe unserer Tage opfern ihre ganze Zeit, ihre ganze Kraft und alle ihre Talente dahin, um den großen Ausweg aus allem Menschenelend zu finden — und hier sagt man uns, der Rosenkranz könne fertigbringen, was den größten Geistern der Gegenwart einfach nicht gelingen will!

Es ist aber doch so, wie es die heilige Bibel sagt: „Das Törichte auf seiten Gottes ist weiser als die Menschen, und das Schwache auf Seiten Gottes stärker als die Menschen."

Bibelsätze machen jedoch keinen Eindruck mehr auf uns. Wir wissen es halt besser. Wir wissen ja alles besser. Daß es keinen Gott gibt, hat noch niemand beweisen können. Oder — kannst du es uns klar machen? Daß dieser Gott die Mutter des Herrn nicht auf Erden senden kann, hat auch noch niemand beweisen können. Das Nachdenken über solche Dinge betrachten wir als unnotwendigen Zeitverlust. Weil wir nicht nachdenken, wissen wir auch nichts mehr über Religion, über Gottesgesetze und Pflichten dem Himmlischen gegenüber. So unwissend sind wir geworden, daß wir unsere eigene Unklugheit nicht mehr sehen. Wir lächeln über Dinge, von denen wir rein garnichts verstehen. Genau so wie die Fliege, deren Ohr des Menschen Stimme nicht vernehmen kann, wirklich unklug handeln würde, wenn sie spräche: „Ich höre des Menschen Stimme nicht, also gibt es keine" — so sind wir, die Menschen des „Zeitalters der Wissenschaft und der Politik".

Der Geist des Rosenkranzes. Tiefer Sinn liegt im Rosenkranzgebet. Er gibt sich weder mit der Politik noch mit der Wissenschaft ab, tut dafür jedoch etwas, das von dieser Welt nicht mehr gepflegt wird: Er tritt mit den Grundsätzen der Weisheit an die Gewissen und an die Herzen der Einzelmenschen heran. Der Rosenkranz hat einen Geist, der nicht nur betet, sondern betend überlegt und das Leben des Beters zurechtlegt. Betendes Betrachten der allergrößten Wichtigkeiten des Lebens ist sein Zweck. Hinauf zu Gott lenkt er des Menschen Gedanken, in Glaube, Reue und Demut. Und er leitet das Denken tief hinab in die letzten Gründe der Seele und des Blutes, wo Habgier herrschen und Fleischeslust und Stolz.

Dieses Denken nach oben und nach unten, hinauf zu Gott und seinen Gesetzen und hinab ins eigene Gewissen, wo man seine Sünde schaut und seine Bestimmung, ehrlich, gut und heilig zu sein, weil Gott, unser Vorbild, ehrlich, gut und heilig ist — wenn wir nur erkännten, wieviel gerade davon abhängt!

Wir aber denken ins Breite, nicht ins Hohe und ins Tiefe. Unsere Sorgen heißen: Wieviel Land kann ich besitzen? Was muß ich tun, meinen Feind machtlos zu machen? Wo kann ich hingehen, um mich dieses Lebens recht zu freuen? Wie kann ich die Weiten dieser Welt noch stärker beherrschen? Gott da oben — falls er da ist! — muß mich schon wirken und schaffen lassen. Und mein Gewissen muß sich halt ins Breite dehnen und allen meinen Plänen anpassen. Wenn es mir nur wohl geht solange ich lebe auf Erden!

Und inzwischen geht es mir nicht wohl. Gerade jene Dinge, die ich am allermeisten brauche, wollen einfach nicht kommen. Liebe, Menschen, auf die ich bauen kann, Gerechtigkeit, wahre Freude, sichere Zukunft — alles das ist wie von Satans Krallen da irgendwo festgehalten. Wo, das weiß ich nicht. Es ist nicht da, und das ist unleugbare Tatsache.

Wie sollte es auch da sein? Politisch und wissenschaftlich lassen sich eben weder Liebe noch Gerechtigkeit und Ehrlichkeit aufbauen, und mit Gewalt erreichen wir immer nur Jammer und neues Elend. Alles, was schönere Tage bringen könnte, hat seine Heimat im Geiste Gottes und im Charakter des gottestreuen Menschen. Es kommt zu uns, wenn wir es uns von Gott holen. Und zwar nicht wissenschaftlich und politisch holen, sondern durch betende, betrachtende, lernende Demut, die das Gewissen erzieht und den Geist wieder den ewigen Gesetzen des Schöpfers unterstellt.

Der kleine, liebe, verhöhnte Rosenkranz! Während wir seine Perlen durch unsere Finger gleiten lassen und die Grußworte an Maria aussprechen, betrachten wir die Geheimnisse unserer Erlösung. Wir erinnern uns, daß uns ein Gottessohn erlöst hat, und daß diese Erlösung ihre Sinn und ihren Zweck hat. Wir denken an die Wahrheit, daß wir als Christen in unserem Leben, Leiden, Wirken und Urteilen Christusgleichheit an uns tragen sollen. Dieselbe Christusgleichheit, die wir an der

Madonna sehen, der Mutter voll der Gnaden und des Lebens des Dreieinigen.

So ein Betrachten greift ins Gewissen und in die Seele, und es erhebt zu den vergessenen Höhen Gottes. Zu jenen Höhen, auf denen allein Freundlichkeit leuchtet und strahlt. Hinauf zu ihnen kann die Menschheit jedoch nur — mit dem Kreuze Christi auf der Schulter. Und die Philosophie des Kreuzes lautet ganz anders als das Kapitel vom „Wohlergehen, solange du lebest auf Erden", wie wir es uns fertiggeschrieben haben. Die Philosophie des Kreuzes spricht von acht Seligkeiten, die uns so unselig dünken, daß wir sie geradezu hassen. Selig die Trauernden! Selig die Sanftmütigen! Selig die nach Gerechtigkeit Hungernden! Selig die Barmherzigen! Selig die Reinen! Selig die Friedfertigen! Selig die Verfolgten! Selig die verspotteten Gottestreuen! Was würde wohl mit unserer Erde geschehen, wenn diese Seligkeiten einmal kommen würden, um allen Stolz, alle Eigensucht, alle Gier und alle menschliche Gnadenlosigkeit zu brechen und in alle Winde zu blasen?

Familienrosenkranz. In diesen Tagen werden wir von den Bischöfen Saskatchewans aufgefordert, das tägliche Rosenkranzgebet wieder in unsere Familien einzuführen. Vater und Mutter, großes Kind und kleines Kind sollen täglich niederknien vor dem Bilde der Madonna. Niederknien, nicht um Maria anzubeten, sondern, um von ihr die große Demut vor Gott wieder zu lernen. Die Demut und das Erkennen der göttlichen Wahrheiten, auf daß in uns wieder lebendig werde, was tot war, und strahlend, was wir verfinstert haben. Ein neues Gottesleben soll auf Erden seinen Anfang nehmen, das den Gräßlichkeiten der Sünde und ihrer Folgen ein Ende legt. So wurde es uns vor einunddreißig Jahren in Fatima aufgetragen. Dieses neue Gottesleben soll jedoch bei uns beginnen, die wir noch an Gott glauben. Wir sollen uns zu allererst selbst einimpfen, was von Gott kommt, sonst hat es keinen Zweck, von der „schlechten Welt" zu Gott zu klagen.

Helfend steht uns Maria zur Seite, von der es noch nie gehört, daß sie einen einzigen verlassen haben sollte, der je zu ihr seine Zuflucht genommen. Sie, die Mutter der Christenheit, deren einzige Sorge darin besteht, die Menschheit wieder zurückzuführen zu Christus, kann und wird den großen Umschwung der Geister bringen, der aus dieser Erde des Jammers ein Teil des Lichtes aller Liebe und aller Menschenfreundlichkeit macht. Möge spotten, wer da spotten will: Das Höhnen hat uns noch nichts geben können. Das Himmlische, das uns durch Maria kommt, hat dagegen Werke vollbracht, so groß und so ewig, daß sich alle Menschenweisheit davor wie leerer Wind ausnimmt.

Wenn wir nur wieder lernen, christusähnlich zu werden, wie die Madonna mit dem Kinde christusähnlich ist. Wir werden es erlernen, wenn wir nur wollen. Ueben wir nur den täglichen Familienrosenkranz, und fügen wir ihm die Meinung und den Geist bei, der im Mariengebete unserer frommen Vorväter so schönen Ausdruck fand: „Du kannst mir ja helfen, du Mächtigste! Du willst mir ja helfen, du Gütigste! Du mußt mir ja helfen, du Treueste! Du wirst mir auch helfen, Barmherzigste!" Der Schriftleiter.

Die Mutter der Barmherzigkeit



O, sieh dein Kind in Tränen zu deinen Füßen knien
Und meines Herzens Sehnen zu deinem Bilde ziehn.
O reiche deine Hände, die gnadenvollen, mir,
Und süßen Trost mir spende, sooft ich fleh zu dir,
Barmherzigste Mutter, du Heil unserer Herzen,
Du ließest noch keinen in Not und in Schmerzen,
Wer je zu dir flehte, dem halfst du so gern,
O führ uns zum heiligsten Herzen des Herrn!

C. Peregrina.

Abschied von St. Marien



— Vom Schriftleiter

Der Marienbote hat von der St. Mariengemeinde zu Regina Abschied genommen. Es war wie ein Abschied vom Elternhause. Im Pfarrhause der St. Mariengemeinde kam der Marienbote im Jahre 1932 zur Welt. Von September 1937 bis zum August 1948 hatte er unweit vom Pfarrhause sein eigenes Druckereigebäude, die „Marian Preß" oder „Marianische Druckerei". Von dort aus zog er alle Monate in die Welt, mit Gedanken, Aufklärungen, Erzählungen und Anspornungen, die der Schriftleiter im St. Marienpfarrhause erdacht und ersonnen.

Während des vergangenen Monats zog der Marienbote von Regina nach Battleford. Dort, in unserem St. Thomas-Kolleg, wird er nun weiter wirken und schaffen, und von dort aus wird er seine treuen Leser allmonatlich weiter besuchen. Und wir hoffen stark, daß er von nun ab mit weit freundlicherem Kleide kommen wird, geradezu im Sonntagskleid. Das alte Kleid, das billige, schmutzige Papier, mit dem unser gute Bote sich bis heute begnügen mußte, werden wir ihm auszuziehen suchen. Wenn es irgendwie geht, geben wir ihm von jetzt ab besseres, schön weißes Papier.

In kurzer Zeit wird der Marienbote wohl einen Bruder bekommen. Die neue Marianische Druckerei in Battleford plant die Herausgabe eines ganz englischen Monatsboten, über den niemand schlecht reden können wird. Niemand wird zu sagen wagen: Das kann ich nicht lesen! Das ist ja deutsch! Der neue Monatsbote wird in der Landessprache reden, und alle Katholiken werden ihn lesen können.

Dieses neuen Bruders wegen wird der deutsche Marienbote von nun ab ganz deutsch sein. Er ist das letzte katholische Blatt deutscher Sprache Canadas, und so lange er es kann, wird er seinen Lesern treu bleiben. Wir hoffen wirklich, daß er noch lange lange Jahre bestehen bleiben wird. Wir verstehen aber auch, daß dieses Hoffen voll und ganz von der Treue seiner Leser abhängig ist. Ein unbezahltes Blatt kann man halt nicht drucken. Wir fürchten jedoch nicht. Unsere Leser werden ihre Pflichten schon erfüllen.

Großen Dank ist der Marienbote der St. Mariengemeinde zu Regina schuldig. In früheren Tagen war diese Gemeinde die Zentrale aller Priesterarbeit der deutschsprechenden Oblaten Westkanadas. Von ihr aus gingen die großen Pläne, die das Wirken und Schaffen der deutschen Oblatenpatres zu jener Entwicklung brachten, auf die wir heute mit Stolz schauen können. Katholische Kirchenkolonien an der Grayson-, und der Holdfast- und Chamberlain-Linie, im Prelate- und im Tramping Lake- und Kerrobert-Distrikt wurden von Regina aus erbaut und geleitet. Die großen Tage des Volksvereins, der katholischen Wochenschrift „Der Katholik", und später die Gründung des Marienboten, alles das kam von Regina.

Lang und schwer war der Weg von der Gründung der St. Mariengemeinde zu Regina bis zur Vollentwicklung. Es seien hiermit die wichtigsten Daten ganz kurz angegeben

1881: Governeur Dewdney erwählt den Ort der neuen Hauptstadt

der jungen Provinz Saskatchewan und gibt ihr den Namen „Regina" (Königin der Prärie).

1882: Messieur Pascal Bonneau, ein kanadisch-französischer Katholik, kommt mit Arbeitern in die Prärie, läßt sich nieder, wo heute Regina steht, bittet den Oblatenpater Hugonard von Qu'Appelle, sich seiner und seiner Leute anzunehmen. Pater Hugonard kommt und liest die erste heilige Messe in Regina in einem Zelte.

1883: Der Regierungssitz der „Nordwest-Territorien" wird von Battleford nach Regina verlegt. Pater St. Germain O.M. kommt und betreut die damals in den heutigen Stadtgebieten lebenden Indianer. Pater Larche kommt ebenfalls und beginnt die erste katholische Pfarrei der neuen Präriestadt Regina zu organisieren. Im August 1884 hat er bereits ein kleines Kapellchen. Pater Larche blieb bis 1885 in Regina. Sein Nachfolger war Pater McCarthy O.M.J., der bis 1886 blieb.

1884: Am 3. August weiht Erzbischof Tache O.M.J. die neue katholische Kapelle des wachsenden Städtleins Regina. Erzbischof Tache O.M.J. kam von St. Boniface. Von dort aus wurde das katholische Leben Reginas damals geleitet. Im September desselben Jahres ist der Erzbischof wieder in Regina. Die C. P. R.-Eisenbahngesellschaft hatte ihm für diese Reise von St. Boniface nach Regina einen eigenen Eisenbahnwagen zur Verfügung gestellt.

1885: Pater Andre O.M.J. bereitet den zum Tode verurteilten berühmten Aufständigenführer Riel auf den Tag der Hinrichtung vor.

1888: Pater Gratton wird Pfarrpriester der wachsenden katholischen Gemeinde zu Regina. Pater Montreuil, gerade geweiht, wird ihm als Assistent gegeben. Die Seelsorgearbeit wächst, und zwei Priester sind von nun ab notwendig.

1890: Erzbischof Tache O.M.J. und der heiligmäßige Bischof V. Grandin O.M.J. werden von den Bürgern Reginas feierlich empfangen. Erzbischof Tache O.M.J. erteilt neun Katholiken das Sakrament der Firmung.

1891: Pater Gratton, der nicht nur die Gemeinde zu Regina, aber auch die weit um Regina herum verstreut lebenden Katholiken zu versehen hat, erfriert auf einem seiner Dienstgänge in die Prärie. Pater Joseph Caron kommt nach Westkanada und wird zum Nachfolger des Verstorbenen. Er blieb drei Jahre.

1892: Erzbischof Tache O.M.J. in Begleitung mehrerer anderer Bischöfe, Oblaten- und Weltpriester, wird in Regina feierlich empfangen. Er ist auf einer Reise nach dem fernen Westen.

1896—1905: Da Regina immer stärker an deutschsprechenden Ka-

Rosenkranzkönigin

„Königin des heiligen Rosenkranzes", das heißt: in Maria ist eine reiche Einheit. Wir unterscheiden zwar den freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Rosenkranz, aber Maria war nie die freudenreiche allein oder die schmerzhafte oder die glorreiche. Ihre Freude war nie die leichte Freude, sondern die allgemeine, mitfühlende, die tiefe, sich mitteilende Freude. Ihre Freude blieb immer leidverstehend, am fremden Leid teilnehmend.

Ihr Leid war nie ein gedrückter, banger, zagender, passiver Schmerz. Sie erlebte in ihm die feinste Freude mit, sie erlebte, daß Leid die beste Gabe Gottes ist. Darum blieb in ihrem tiefsten Leid ein frohes, dankbares, wenn auch still verhaltenes Jubeln.

In ihrer Glorie aber lebte ihr Schmerz mit fort. Denn ihr Sieg war ja aus Kampf geboren, und jeder Augenblick des Kampfes hatte an ihm Anteil. Um jeden Schmerz war sie reicher, feiner geworden. Jeder Augenblick des Leides hatte einen Strahl von mildem Lichte hineingegeben.

Maria war nie eines allein, sondern immer alles zugleich, vielmehr noch, als in der Knospe des Maien schon die Frucht des Oktobers vorausgesetzt ist; als die wachsende Frucht Blüte und Reife verbindet; viel mehr noch, als an der reifen Frucht des Herbstes jeder Stahl vom Himmel und jeder Tropfen mitwirken und fortleben. Denn der ganze Frühling und Sommer mit ihrem reichen Wechsel waren nötig und mußten ihr Bestes geben, daß die Frucht des Herbstes wurde. Darum ist Maria nicht bloß die Freudenreiche oder Schmerzhafte oder Glorreiche. Maria ist stets die Königin des ganzen Rosenkranzes. Maria ist nicht die Königin bald der Engel oder Patriarchen oder Propheten oder Apostel oder Martyrer oder Jungfrauen oder Bekenner; Maria ist die Königin aller Heiligen. Ihre Jungfräulichkeit setzt sich in mitteilende Mütterlichkeit um, „von oben nehmend und nach unten gebend". Ihre Mütterlichkeit ist ganz reines, selbstloses Geben. Sie ist nicht Königin für sich allein, auch weil sie so reich gibt. Und das Dienen der demütigen „Magd des Herrn" ist ein königliches Herrschen. Sie ist im Kampfe Siegerin, und in ihrem Siege ruht sie nicht. Sie kämpft weiter in innerlichem Leben, indem sie „nachdenkt über Gottes Worte". Sie wußte vor Simeons Weissagung, daß ihre Seele manches Schwert durchdringen werde, denn sie erlebte den ewigen Zwiespalt zwischen gut und böse. Aber im Vorauswissen des Kampfes war auch schon das Vorauswissen des Sieges. Die Siegerin des Magnificat dachte nicht den Augenblick der Gegenwart. Sie dachte und schaute von einem Gipfel zum andern; von „Geschlecht zu Geschlecht". Maria dachte und trug Ewigkeit im Augenblick.

Joseph Kühnel.

tholiken wurde, begann man, nach einem deutschsprechenden Priester zu suchen. Pater Zerbach wurde erwählt, dem man Pater St. Germain O.M.I. helfend zur Seite stellte. Pater Zerbach blieb bis 1887 in Regina, und zog dann nach Balgonie um. Regina verlor somit seinen Priester und wurde von Balgonie aus versehen. Von 1900 bis 1903 leitete der Prämonstratensermönch Pater Van Heertum die katholische Gemeinde zu Regina.

1903: Die deutschsprechenden Oblaten werden nach Regina gerufen. Es kamen die Patres A. Suffa O.M.I., der zum Pfarrer ernannt wurde, A. Kim O.M.I. und H. Kasper O.M.I., die an seiner Seite als Assistenten Regina und die umliegenden Missionen versahen.

Regina hatte damals 3500 Einwohner, von denen 300 katholisch und zum größten Teil deutschsprechend waren. Die kleine Pfarrkirche lag an der heutigen Ecke der Cornwall Street und 12th Avenue. Umstände zwangen die Oblatenpatres, sich nach dem Bauplatz einer neuen katholischen Kirche umzusehen. Im Jahre 1905 wurde dann die damalige Marienkirche an der Scarth Street (heute: Blessed Sacrament Kirche), erbaut.

1918: Pater August Suffa O.M.I. stirbt an der Grippe. Wütend herrschte diese Krankheit in jenen Tagen in Regina und um Regina herum. Unermüdlich ging Pater Suffa O.M.I. seine Kranken und Sterbenden besuchen, bis er selbst der Krankheit zum Opfer fiel.

Folgende Oblatenpatres halfen Pater Suffa von 1903 bis 1918 in der Seelsorge Reginas und der immer stärker an Zahl heranwachsenden Missionen: Kasper O.M.I., Kim O.M.I., P. Habets O.M.I., Rapp O.M.I., Joerissen O.M.I., Schulte O.M.I., Riedinger O.M.I., Bour O.M.I., Funke, O.M.I., und B. Ueberberg O.M.I., der heutige Provinzialobere der St. Marienprovinz der Oblatenpatres. Folgende Missionen wurden während jener Jahre von unseren Patres versehen: Arat, Milestone, Chamberlain, Craik, Davidson, Grenfell, Lang, Kronau, Rouleau, Indian Head, Q'Appelle usw.

1910: Regina wird zum Sitz eines eigenen Erzbischofs. Erzbischof Mathieu wird zum ersten Oberhirten. Erzbischof Mathieu und Pater Suffa O.M.I. organisieren eine zweite katholische Gemeinde in Regina. Die St. Mariengemeinde beginnt sich immer stärker zu entwickeln. Alle englisch und französisch sprechenden Katholiken werden von der Muttergemeinde, von der St. Marienkirche, abgetrennt und der neuen Rosenkranzgemeinde, der heutigen Kathedrale, zuerteilt. Die St. Marienkirche blieb aber immer noch zu klein, um alle ihr angehörenden Katholiken fassen zu können. 1913 wurde sie vergrößert.

1918: Pater Heinrich Boening O.M.I., übernimmt das Pfarramt des an der Grippe verstorbenen Pater Suffa's O.M.I. Als Assistenten dienen ihm Pater Schimnowski O.M.I. und Pater Fr. Plischke O.M.I., der heutige Pfarrer der St. Mariengemeinde. Die St. Mariengemeinde hatte damals bereits 650 Familien.

1926: Pater Paul Hilland, O.M.I. übernimmt die Pfarrei St. Marien. Als Assistenten dienten ihm die Patres Meyer O.M.I., Schaller O.M.I. und Kelz O.M.I. Während dieser Periode begann der Volksverein seine große Arbeit im Dienste der Einwanderung deutschsprechender Katholiken von Europa. Die St. Mariengemeinde begann sich so weit auszudehnen, daß neue Pläne für die seelsorgliche Betreuung der deutschsprechenden Katholiken Reginas gemacht werden mußten. Im Jahre 1930 zählte die Gemeinde bereits 1100 Seelen. Man gründete im Osten der Stadt die „Little Flower" Gemeinde, der 200 Familien zuerteilt wurden. Ein Jahr später wurde die St. Josephshalle an der Winnipegstraße erbaut, um den vielen um die Winnipegstraße herum lebenden Katholiken den weiten Kirchenweg zur Scarthstreet zu ersparen. Von jener Zeit ab hielten die Patres von St. Marien jeden Tag in beiden Gotteshäusern, in der St. Marienkirche und in der St. Josephskapelle Gottesdienst.

Weinender Christus

Weinst Du auch über mich? Bin ich nicht mehr
der Tempel, den vorzeiten Du erkoren?
Ist mir Dein ewig-heiliger Sinn verloren
und bin ich ausgeschöpft und dumpf und leer?
Kannst Du die Tore meiner Seelenstadt
Weiß sie kein Hosianna zu bereiten,
die einst Dir gar so viel versprochen hat?
O Herr! Ich flehe, weine nicht um mich.
Es brennen Deine Tränen mir wie Gluten
in meiner Seele. Und wie Dorn und Ruten
verletzen Sie mich hart und bitterlich.
Ich bin nicht Deine fremdgewordene Stadt,
nicht ein entweihter Tempel Deiner Gnade.
Ich bin das arme Lamm, das Deine Pfade
für eine kurze Zeit vergessen hat.
Ich will zu Dir, selbst wenn Dein Wort mich bannt
und harren läßt vor Deines Hauses Türen.
Nur weine nicht! Denn Deine Tränen rühren
mich mehr als alle Strafen Deiner Hand.

Else Budnowski.

Verträglich sein . . .

Verträglich sein heißt, gütig und milde denken und urteilen;
verträglich sein heißt, gern die Hand zur Versöhnung reichen;
verträglich sein heißt, den aufsteigenden Unwillen kraftvoll niederhalten;
nur weinend und voll herbem Schmerz durchschreiten?
verträglich sein heißt, fremde Schuld in den Wind schreiben;
Verträglich sein heißt, im flackernden Zorne keinen Entschluß fassen, das rasche Wort zurückhalten, bevor es eine Wunde schlägt;
verträglich sein heißt, beim Nächsten für gewöhnlich den guten Willen voraussetzen.

P. Lucts: Eine Handvoll Sonne.

1931: Pater P. Hilland O.M.J. wird von Pater A. Schimnowski O.M.J. als Pfarrer der St. Mariengemeinde abgelöst. Als Assistenten dienen die Patres Bökenföhr O.M.J., der später Provinzialoberer und heute Generalassistent der Ordensleitung ist, A. Schaller O.M.J. und der verstorbene Franz Lutz O.M.J.

1932: Die Patres J. Bökenföhr O.M.J. und A. Schaller O.M.J. gründen unter Leitung ihres Pfarrers den Marienboten. Der erste Marienbote wird unter äußerst freundlicher Mithilfe der Herrn Anton Ritter und J. Grudnitzki von unserem heutigen Drucker Joseph Kuffner und dem heutigen Pfarrer von Luseland, Pater J. Peters O.M.J., gedruckt. Pater Peters O.M.J., war damals noch Junggeselle und Drucker von Beruf.

Kurze Zeit darauf wird die St. Marienkirche an der Scarthstreet von den Oblatenpatres aufgegeben. Die alte St. Marienkirche wird zur „Blessed Sacrament" Kirche umgetauft und von Weltgeistlichen übernommen. Die Oblatenpatres siedeln sich an der Victoria Avenue an und übernehmen die St. Josephskapelle als neue Pfarrkirche. St. Joseph wurde zur St. Marienkirche umgenannt.

1937: Die „Marian Preß" wird gegründet. Das neue Druckereigebäude liegt dem Pfarrhause gegenüber. Pater J. Heidt, O.M.J. wird zum Schriftleiter, und Pater Loran O.M.J. zum Geschäftsführer ernannt.

In der St. Mariengemeinde dienen als Assistenten die Patres P. A. Riffel O.M.J und W. Merx O.M.J Pater J. Bökenföhr O.M.J. hat seinen Wohnsitz ebenfalls im St. Marienpfarrhaus.

1939: Pater J. Bökenföhr übernimmt als Pfarrer die St. Mariengemeinde und wird kurz darauf zum Provinzialoberen ernannt. Fast ein ganzes Jahr lang wirkte Pater J. Bökenföhr OM.J. als Pfarrer und als Provinzialoberer im St. Marienpfarrhause.

Kurz vor Amtsantritt des P. Bökenföhr's als St. Marienpfarrer führten die Oblatenpates unter Pater Schimnowki's O.M.J. die wundersame Novenenandacht zu Unserer Schmerzensmutter in der St. Marienkirche ein. Sie schufen damit ein Werk der Verbreitung der Marienandacht, die uns Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau immer Herzenssache ist. Es muß leider gesagt sein, daß die St. Mariengemeinde heute noch nicht einschätzt, was ihr in dieser ewigen, jeden Mittwoch und jeden Freitag stattfindenden ergreifenden Andacht gegeben worden ist.

1940: Pater H. Krawitz O.M.J. wird zum Schriftleiter des Marienboten ernannt. Er arbeitet gemeinsam mit Pater H. Loran O.M.J., der immer noch das Amt des Geschäftsführers inne hat.

Im selben Jahre ernennt Pater Bökenföhr O.M.J. den Pater Thomas Schnerch O.M.J. zum Pfarrer der St. Mariengemeinde. Pater A. Riffel O.M.J. verläßt Regina, Pater H. Bermel O.M.J. kommt als Assistent nach Regina, um zusammen mit Pater Merx O.M.J. als Assistent zu dienen.

1941: Pater Loran O.M.J. wird von Regina abberufen, Pater H. Krawitz O.M.J. übernimmt nun auch die Geschäftsleitung der „Marian Preß".

1943: Pater H. Bermel O.M.J. verläßt Regina, Pater Anton Riffel O.M.J. kommt als Assistent in die St. Mariengemeinde. Pater Franz Lutz O.M.J. wohnt im Pfarrhause, übernimmt den Kirchenchor, gründet ein neues Symphonieorchester der Stadt Regina, gibt sehr hoch eingeschätzte Kirchenkonzerte. Pater J. Peters O.M.J kommt nach Regina, wo er der „Marian Preß" als Hilfsschriftleiter und Hilfsgeschäftsführer zuerteilt wird.

1944: Pater J. Peters O.M.J. übernimmt die Geschäftsführung der Marian Preß. Pater Pius Leibel O.M.J. wird als Assistent an die St. Mariengemeinde versetzt, der Schriftleiter des Marienboten siedelt nach Primate, Sask., über.

1945: Der Schriftleiter des Marienboten ist wieder in Regina. Pater J. Peters O.M.J. bleibt Geschäftsführer, der Schriftleiter hilft dem Pfarrer Anton Riffel O.M.J. und dem Assistenten Pater W. Merx O.M.J. in der Gemeinde. Pater Peter Riffel O.M.J., der neue Geschäftsführer der St. Marienprovinz, kommt ins Pfarrhaus der St. Mariengemeinde, das seit langen Jahren schon als Provinzial-Administrationshaus dient.

1946: Der „Oblate College Drive" zwecks Erbauung eines neuen Kollegs in North Battleford eröffnet seine Arbeitsräume im St. Marienpfarrhaus. Pater J. Peters O.M.J. verläßt Regina, der Schriftleiter übernimmt die Geschäftsleitung der St. Mariendruckerei zum zweiten Male. Pater P. Herbst O.M.J. kommt als Assistent nach Regina.

Rosenkranz-Kreuzzug

Zweck des Rosenkranzkreuzzuges

1. Er will den Geist des Gebets fördern im Sinne des kirchlichen Gotteslobes.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich das christliche Volk leider allzu sehr der Teilnahme am liturgischen Gebet der heiligen Kirche entzogen. Dadurch ist in weiten Kreisen das Bedürfnis geschwunden, einen wenn auch nur kleinen Teil des Tages dem Lobe Gottes zu weihen. Die meisten Menschen haben sich daran gewöhnt, in ihren Gebeten hauptsächlich um materielle Gaben zu bitten. Gott ist für viele der große Reiche, der ein kleines, oft schlecht verrichtetes Gebet hundertfach mit irdischen Gütern vergelten soll.

Der heilige Rosenkranz, mit Recht das Brevier des Volkes genannt, soll in den Herzen der Christen den Sinn für das Lob- und Dankgebet erwecken. An der Hand der Mutter unseres Herrn betrachten wir im Rosenkranz dankerfüllten Herzens die Geheimnisse unseres Heils: Geburt und Leben, Leiden und Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt unseres göttlichen Erlösers. Im Verein mit seiner heiligen Mutter loben und danken wir Gott ob seiner Güte und Barmherzigkeit und schließen jedes Gesetzlein mit dem „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste".

2. Der Rosenkranz-Kreuzzug will die Christen um Maria scharen.

Maria ist die Mutter Christi und als Mutter Christi auch die Mutter der durch ihn Erlösten. Wie der Heiland nur durch seine Mutter auf dieser Welt erscheinen wollte, wie er unter ihrer mütterlichen Obhut heranwachsen, in ihrem Beisein am Kreuze die Welt erlösen und in ihrer Gegenwart zum Himmel aufsteigen wollte, so will er, daß auch wir von Maria erzogen werden, mit Maria beten und opfern und uns durch Maria ihm nahen.

Das geschieht im heiligen Rosenkranze, indem wir während der Betrachtung der Geheimnisse immer wieder diejenige preisen, die uns das Heil vermittelt hat. Gegrüßet seist du, Maria!

3. Der Rosenkranzkreuzzug will das christliche Volk durch Maria zum Heiland führen.

Die aufmerksame Betrachtung der Lehren und des Beispiels Christi in den Geheimnissen des Rosenkranzes muß notwendigerweise viel dazu beitragen, die Seelen immer tiefer mit dem Geiste Christi zu durchdringen. Der heilige Rosenkranz zeigt uns durch das Beispiel Jesu und Mariä alle Tugenden: Gottes- und Nächsten-

---

1947: Pater J. Bökenföhr O.M.I. wird zum Generalassistenten ernannt und nach Rom berufen. Pater B. Ueberberg O.M.I. wird zum Amt des Provinzialoberen erhoben. Der Sitz der Provinzialleitung wird von Regina nach Saskatoon verlegt, und Pater Anton Riffel O.M.I. wird als Pfarrer der St. Mariengemeinde von Pater Franz Plischke O.M.I. abgelöst. Der langjährige Assistent Pater W. Merx O.M.I. wird — von allen höchst bedauert — versetzt, und der Bruder des früheren Pfarrers, Pater Timoteus Riffel O.M.I. als Assistent nach Regina gesandt.

1948: Die erste Priesterweihe in der St. Marienkirche. Drei Söhne unserer Gemeindekinder sind unter den Neugeweihten. Das St. Marienpfarrhaus wird seit Verlegung des Provinzialsitzes nach Saskatoon immer stiller.

Im Juli dieses Jahres kam Befehl, auch die St. Marienpresse mit ihrem Marienboten nach Battleford zu verlegen.

Das St. Marienpfarrhaus hat somit als Zentrale der Missionsarbeit der deutschsprechenden Oblatenpatres ausgedient. Pater Fr. Plischke O.M.I., Pater P. Herbst O.M.I. und Pater B. Lewans O.M.I. bedienen zur Zeit die Gemeinde, während sich die Zentrale immer mehr um Battleford zu gruppieren beginnt.

Große Dienste hat die St. Mariengemeinde im Laufe der letzten Jahrzehnte der Seelsorgearbeit unter den deutschsprechenden Katholiken geleistet. Dienste, die der Herr reichlich durch eine ganze Anzahl von Priesterberufen belohnt hat. Der Stolz und die Krone einer jeden katholischen Gemeinde sind die aus ihren Familien hervorgegangenen Priester. An Priestersöhnen ist die St. Mariengemeinde sehr reich. Das ist wohl Gottes Antwort auf allen frommen Diensteifer, den die St. Mariengemeinde der Oblatenarbeit des Westens während langer Jahre geleistet, und den sie durch die außergewöhnliche Unterstützung des „Oblate College Drive" während der letzten zwei Jahre gekrönt hat.

Nun entbietet der Marienbote der St. Mariengemeinde sein freundliches „Lebewohl" und herzlichstes „Gott vergelt's". Wolle Gott, daß wir auch weiterhin in Treue zusammenhalten und weiter schaffen am großen Werke der Verbreitung des heiligen Glaubens unserer Väter.



liebe, Demut und Sanftmut, Keuschheit und Reinheit, Armut und Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmut. So lehrt er uns den wahren Geist der Kindschaft Gottes und aus diesem Geiste läßt er uns immer wieder beten: „Vater unser!"

4. Der Rosenkranzkreuzzug will besonders hinweisen auf das Königtum Christi.

Es ist auffallend, wie sehr die Idee des dornengekrönten Königs die Geheimnisse des Rosenkranzes beherrscht. Schon äußerlich betrachtet, bildet den Mittelpunkt der fünfzehn Geheimnisse als achtes Geheimnis die Dornenkrönung Jesu. Um diese gruppieren sich je sieben Geheimnisse als Vorbereitung, Vollendung und Verklärung des Königtums Christi. — „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden," hat der Heiland oft gesagt. Das gilt besonders von ihm selbst. Aus der Dornenkrone erwuchs die Herrscherkrone des Königs der Könige. Die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes begründen das Königsrecht Christi, indem sie hinweisen auf seine Gottheit und Menschheit, auf sein Erlöser- und Richteramt. Als Gottmensch ist er die Krone der Schöpfung, der gegebene Mittler zwischen Gott und Mensch; als Erlöser hat er Anrecht auf die durch sein Blut Erkauften, als Richter kann er Rechenschaft von uns fordern über all unser Tun und Lassen.

5. Der Rosenkranzkreuzzug will hinwirken auf die Ausbreitung und Einheit des Reiches Christi.

Der Rosenkranz ist auch Bittgebet. Aber nicht um irdische Güter bittet er. Diese werden uns dreingegeben nach den Worten Christi: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und dies alles wird euch hinzugegeben". So bitten wir denn um die Vertiefung und Ausbreitung des Gottesreiches und Königtums Christi, dessen richterlicher und königlicher Gewalt alle Menschen unterworfen sind. — Wir bitten da nicht um weltliche Dinge, denn das Reich Christi ist zwar in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt. Wir bitten vor allem um Einheit in der Christenheit, daß alle sich dem einen König der Seelen, Christus, unterordnen, daß alle sich dem einen Gottesreich auf Erden, der heiligen katholischen Kirche, anschließen, daß alle den einen Stellvertreter des Felsenmannes Petrus, den Heiligen Vater, anerkennen. „Zu uns komme dein Reich!"

6. Der Rosenkranzkreuzzug will kämpfen gegen die Feinde Christi und seines Gottesreiches.

Wird der Gedanke an das Königtum Christi in den Vordergrund der Betrachtung gestellt, dann werden die Seelen gestärkt gegen die Angriffe der Christusfeinde. Die Bittkraft des Rosenkranzgebetes sowie die von ihm angeregte Opfergesinnung werden durch Vermittlung Mariens Jesu Herz erweichen, sodaß er seinen strafenden Arm zurückzieht von der Züchtigung des Menschengeschlechtes und die Macht des Bösen bannt.

Der heilige Rosenkranz hat schon im 13. Jahrhundert die Feinde der Kirche, die Katharer und Albigenser, besiegt, er hat im 17. Jahrhundert die von einer gewaltigen türkischen Uebermacht bedrohte Christenheit vor dem Untergang bewahrt. Der heilige Rosenkranz wird auch dem Vordringen der Gottlosen Einhalt gebieten. Er wird die Schäden, an denen die Menschheit leidet, in der Wurzel heilen. Denn alles Unglück, das über die Christenheit hereingebrochen ist, entstammt der Loslösung vom Geist und Königtum Christi.

7. Der Rosenkranzkreuzzug will anregen zu einem monatlichen Christ-Königs-Sonntag.

Der Heilige Vater Papst Pius der Elfte hat durch das Christkönigsfest, den letzten Sonntag im Rosenkranzmonat, besonders der Verehrung des Königstums Christi geweiht. Für die Teilnehmer am Rosenkranzkreuzzug ist jeder Monat ein Rosenkranzmonat. Sie werden daher gern den letzten Sonntag eines jeden Monats dem Königtum Christi weihen, um sich zu neuem Eifer für die Ehre ihres Königs und die Ausbreitung seines Reiches zu entflammen.

„Die zentrale Stellung Gottes in den Seelen zu befestigen, liegt nicht in den Bezirken, um die in Konkordaten gehandelt wird, um die Entscheidung in uns selber gehts vor allem."

* * *

„Wir bedürfen zum wirklichen Besitz der Wahrheit und des Lebens aller möglichen Geisteskräfte, Ausgangspunkte und Fragestellungen, auch der außerchristlichen."

GOLDREGEN

Erzählung von Fanny Rußegger

1

Geräuschlos öffnete sich die hohe Flügeltür des Gemaches, in dem Professor Volkmar am Fenster steht und in düsterem Sinnen in die graue Dämmerung hinausschaut. Lautlos tritt sein Diener ein, legt die eingelaufene Post auf den Tisch und blickt fragend zu seinem Herrn hinüber.

„Wünschen gnädiger Herr etwas?“

„Nein. Ich will allein sein.“

Knapp und kurz war die Antwort gegeben und der Diener zog sich zurück.

Regungslos verharrt der Einsame noch immer am Fenster. Dann hebt ein tiefer Seufzer seine Brust. Volkmar fährt sich mit der Hand durch sein schon leicht ergrautes, dichtes Haar und sieht die Zeitung durch, doch drücken seine Mienen wenig Interesse und Aufmerksamkeit aus. Nur als sein Blick auf den Börsenbericht fällt huscht es wie ein leichtes, jedoch bitteres Lächeln um seine schmalen Lippen.

Er setzt sich an den Schreibtisch und macht sich gewohnheitsmäßig einige Anmerkungen darüber in seinem Notizbuch. Doch fast mit einer Gebärde des Unwillens legt er bald den Stift wieder aus der Hand.

„Ach, was! Alles Unsinn! Ob der Kurs so oder so steht, mir kann er gleichgültig sein. Und wenn die Papiere um das Zehnfache steigen würden, für mich ist's ja doch keine Freude mehr. Das Geld hat seinen Wert für mich verloren seit —“

Er stützt den Kopf in die Hand und durch die grauen Nebel der Gegenwart drängen sich plötzlich ferne Lebensbilder mit einer Klarheit vor seine Seele, daß sie bald erzittert in Schmerz, dann wieder in seligem Jubel. Bild reiht sich an Bild und träumenden Auges läßt der Einsame diese Bilder an seiner Seele vorübergleiten:

Seine Jugend unter fremden Menschen. Sein warmes Kinderherz, das oft aufschreien möchte vor Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach einer Heimat, wie sie andere Kinder besitzen, mit all' den tausend lieben Freuden des Elternhauses. Doch die Eltern deckt schon längst der grüne Hügel. Kurze Zeit nacheinander waren beide gestorben und hatten ihr Kind allein zurückgelassen in der Welt, zwar reich versorgt mit Geld und Gud, doch arm an Liebe.

Ein kleinlicher, engherziger, ewig nörgelnder Mensch wird sein Erzieher, der sich keine Mühe gibt, die Kindesseele zu verstehen und auf deren Eigenart einzugehen. Endlich bringt das Schulleben einige Lichtpunkte in sein Dasein. Das Lernen verursacht Heinz kein Kopfzerbrechen, er erntet Lob und Anerkennung von Seite seiner Lehrer, und seine hungernde Seele ist auch mit diesen kärglichen Brosamen zufrieden.



Sein Ehrgefühl wird zum Ehrgeiz, keiner seiner Mitschüler darf ihm vorkommen, er will der erste sein von allen. Seine Mitschüler nennen ihn Streber, nennen ihn hochmütig und stolz und er, der seine Kameraden schon beneidet, weil sie eine Heimat und Elternliebe besitzen, wird nun noch verschlossener und kälter.

Ein einziger ist unter der großen Schar, mit dem er verkehrt. Er ist das, was man einen Koststudenten nennt. Ohne Geldmittel, eine Waise wie er, sucht er sich mit Hilfe von Wohltätern durch seine Studienzeit hindurch zu kämpfen.

Doch sein Charakter ist nicht lauter. Das allzu große Bücken hat ihn krumm gemacht und ein süß schmeichelndes Wesen ist ihm zur zweiten Natur geworden. Jedem recht geben, jedem das Schönste und Beste sagen, wenn auch oft gegen die eigene Ueberzeugung, immer ein Lob oder eine Schmeichelei auf den Lippen, das bringt schneller und leichter zum Ziele, als ein gerader, offener Sinn, denkt er sich.

Und es gelingt ihm auch. Aalglatt wie eine Schlange windet und wendet er sich überall durch, und selbst Heinz Volkmar sieht mit einer gewissen Bewunderung zu dem schmächtigen Burschen mit der immer freundlichen lächelnden Miene empor, der die Zuvorkommenheit

für alle und doch die denkbar größte Bescheidenheit in Person ist. „Wer auch so sein könnte wie er! Auch so von allen geliebt!“ ...

Manch' freie Zeit verbringen die beiden miteinander zu und Heinzens Erzieher ist froh, für den düstern, schwer zugänglichen jungen Menschen einen Kameraden gefunden zu haben. Gewinnt er doch so selbst an freie Zeit für sich.

Wie ein Zauber wirkt die Sanftmut, Bescheidenheit und scheinbare Güte des Freundes auf Volkmars Herz. Er vertraut ihm, mehr als irgend jemand anderem, und öffnet vor ihm sein Herz, in das er noch keinen blicken ließ.

Doch sein Vertrauen wird schlecht belohnt. Ein Zufall verrät es ihm, wie lächerlich der Freund ihn im Kreise der Kameraden macht, wie er ihn einen törichten Träumer und Schwärmer nennt, wie er alles verzerrt und entstellt, was Heinz im gläubigen Vertrauen auf des Freundes Ehrlichkeit von seinem Innenleben erzählt hat.

Da hat er den Glauben an Menschengüte, an Freundschaft und Treue verloren und wird noch einsamer und verschlossener.

„Ein tüchtiger, aber ein sonderbarer Mensch, den man am besten allein läßt“, ist das Urteil seiner Bekannten über ihn.

Volkmar macht den Doktor mit Auszeichnung, wird Professor und viel später erst, als Mann in der Vollreife des Lebens, kommt eines Tages — endlich — das Glück zu ihm. Und er hält es jubelnd fest mit beiden Händen.

Wie sollte er auch nicht? War er doch bisher so arm an Glück gewesen!

Und das Weib, das er liebt, es ist wahrhaft edel und gut, es erwidert seine Liebe aus tiefstem Herzen und häuft mit vollen Händen von Tag zu Tag neues Glück auf den geliebten Mann. Da erkennt Volkmar, wie arm er früher gewesen an Glück und Liebe ...

Und heute? Heute ist er noch tausendmal ärmer; denn er hat das Glück gekostet, um es nach kurzer Zeit wieder verlieren zu müssen.

Ein Tag hat ihm Weib und Kind genommen und von da an ist das Leben wertlos für ihn geworden, ohne Wert sein Reichtum. Was hätte er auch damit anfangen sollen?

Ja, wenn sein Weib noch lebte! ...

„Wir wollen recht viel Gutes tun, und der liebe Gott wird unser Glück segnen!“ hatte es so oft zu ihm gesagt, wenn er lachenden Mundes erzählte, wie sein Vermögen sich mehre und wachse. Und so gut hatte sie es verstanden, die wirkliche Armut herauszufinden, hatte eine so eigene liebe Art gehabt zu geben, daß der Arme es nicht so sehr als Gabe empfand sondern nur die Liebe fühlte, mit der man ihm gab. Und das macht doppelt glücklich.

Das verstand sie, das Weib, doch wie sollte er, der rauhe Mann, solches verstehen?

Am liebsten war es ihm, wenn er sich ganz ungestört den Erinnerungen an seine liebe Tote hingeben konnte. Deshalb ärgerte es ihn auch so sehr, was der alte Hausarzt ihm heute gesagt hatte. Seine gewohnte Umgebung, in der man sich mit seinen Eigenheiten schon vertraut gemacht hatte, diese sollte er auf mehrere Wochen verlassen und kräftige Gebirgsluft atmen, weil sein Geist sonst dem Trübsinn anheim fallen werde.

Ach was! Uebertriebene Aengstlichkeit! Wegen mehrere schlaflose Nächte wird es nicht gleich so weit sein.

Und doch gaben ihm die Worte des Arztes zu denken: „Sie müssen sich zu zerstreuen suchen, lieber Professor!“ hatte der erfahrene Mann gesagt. „So geht es einfach nicht mehr weiter, wenn Sie Ihr Leben nicht in einer Anstalt für Geisteskranke beschließen wollen. Das Andenken einer lieben Toten in Ehren halten, heißt nicht, eigensinnig im Schmerze wühlen und sich selbst dadurch seine Gesundheit zu untergraben — sondern meiner Ansicht nach ist das Wesentliche das Bestreben, sein Leben im Geiste der Dahingeschiedenen einzurichten, nach ihrem Sinn und Willen zu handeln. Sie besitzen Vermögen. Teilen Sie von Ihrem Ueberfluß den Armen mit, wie es Ihre Frau getan hat! Suchen Sie die Tränen des Schmerzes und Leides zu trocknen, und auch Ihr Schmerz wird gelinder werden! Durch hilfreiche Tat beitragen zum Glück anderer, auch das ist Glück!“

Ja, der Doktor, der hatte leicht reden! Wie kann man andere glücklich machen, wenn man selbst glücklos ist? .... Und verdienten es die Menschen überhaupt, daß man ihnen Güte erwies? Zu viel der schlimmen Erfahrungen hatte er mit ihnen gemacht und was falsch und treulos sein heißt hatten sie ihm gelehrt, die eine ausgenommen, von deren Güte und Treue

---

Aus „Franziskuslegende“

Da hob Sankt Franz der Hände herbe Inbrunst / in seiner Seele leuchtende Verklärung. / „Schreib, Bruder Unruh, schreibe / den letzten Vers des Sonnenliedes! —

Ich preise dich, Herr, / durch meine Schwester, / die Maschine. / Nicht hat sie / die Frömmigkeit der Vögel / oder die Lieblichkeit der Blumen. / Aber Zeichen ist sie / für den Bund des Menschengeistes / mit den Kräften der Natur. / Und dein Geschenk / an den Menschen / als den Herrn der Schöpfung. / Der ewigen Ordnung Gesetz / trägt sie in sich. / Deiner Masse / Vielheit und Einheit / sind ihres Wesens Grundriß.

Gütig ist dein Geschenk, / o Herr, / denn deiner Gottheit Sein ist Liebe. / Und so willst du / den Menschen, / du Gott der Liebe, / daß er frei gebrauche / die Werke deiner Schöpferhände / in deinem Dienste / als dem Dienst / am Bruder.

Darum gabst du ihm dies Geschenk / zum Prüfstein seines Willens, / ob er bereit sei, / des eigenen Nutzens zu vergessen / und Wahrheit werden zu lassen / den heiligen Sinn / der Gemeinschaft, / den du ihm eingepflanzt hast / mit der Seele, / zu deiner Ehre / und zu unserer / Freude.“

Josef Franzgrote.

er überzeugt war. Und die hatte ihm der Herrgott genommen, als sein Wunsch, einen Erben zu besitzen, in Erfüllung gehen sollte.

2.

Eine Woche später befand sich Professor Volkmar dennoch auf der Reise ins Gebirge. Schließlich war es ja gleichgiltig, ob er hier oder dort seine Zeit verbrachte. Der Doktor hätte ihm keine Ruhe gelassen und mit den Menschen brauchte er hier ebensowenig in Berührung zu kommen wie daheim. Sie waren ihm ja alle fremd.

In einem einfachen Häuschen hatte er sein Absteigequartier genommen, denn der Aufenthalt im Gasthause war ihm zuwider. Man sollte sich so wenig als möglich um ihn und seine Eigenheiten kümmern.

Und der Franz und die Julie taten das auch. Sie hatten den ganzen Tag über vollauf zu schaffen und mußten fleißig sein, um einigermaßen von den Schulden loszukommen, die auf ihrem Häuschen lasteten.

Franz war Holzknecht. Mit dem bescheidenen Erbteil seiner Godenleute hatte er sich seinen jungen Hausstand gegründet und das kleine Gütchen gekauft, das einsam oben an der Berglehne lag. Doch das Einsamsein machte den beiden wenig Kummer. Sie ahtten genug an sich und ihrem jungen Glück und verlangten nicht mehr, als daß sie baldmöglichst weniger Schuldenlast zu tragen hätten, denn diese zehrten das Ersparte immer wieder auf und es gab nichts recht aus.



Aber graue Haare ließen sich der Franz und die Julie deshalb nicht wachsen. Sie waren ja gesund und kräftig und arbeiteten gern. Als gar erst das Kind kam, da meinten sie, niemand auf der Welt sei glücklicher als sie. Was Herzigeres hatte wohl noch nie in einer Wiege gelegen, war die Ansicht der jungen Eltern; denn so rund und rosig und zierlich wie ein Prinzeßchen sah das Mariele aus. Nun arbeiteten sie doppelt gern, denn das Kind sollte es einmal gut haben und nicht so „Kreuzer fux'n" müssen wie die Eltern.

Das kam ihnen deshalb sehr erwünscht, als Professor Volkmar sich just bei ihnen anfragte, ob sie ihm nicht ein Stübchen abtreten könnten. Freudig sagten sie „ja." War es doch eine willkommene, leicht verdiente Nebeneinnahme und die Summe, die er ihnen für das zwar einfache, aber saubere Zimmer bezahlte, kam den genügsamen Leuten weiß Gott wie viel vor. Sie waren über alle Maßen glücklich und rechneten schon, um wie viel sie heuer mehr abzahlen könnten als in anderen Jahren.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Im Hochsommer war es, als der Sonnenschein recht hell und glänzend auf Feld und Wiese lag, da kam wie sonst das junge Weib des Holzknechtes mit dem kleinen Mariele im Holzwägelchen zum Vater gefahren, um ihm das Mittagessen zu bringen, doch nicht wie sonst streckte das Kind seine kleinen Patschhändchen dem Vater entgegen. Mit heißem Köpfchen lag es da und zeigte sich teilnahmslos gegen alle Liebkosungen der Eltern.

Traurig fuhr die Mutter mit ihm heim, schweren Herzens ging der Vater an seine Arbeit. Noch nie kam sie ihm so hart und mühselig vor.

Und es wurde nicht besser mit dem Kinde. Immer fieberglänzender wurden seine Augen, immer unruhiger und schneller rang sich der Atem aus

der kleinen Brust. Man mußte den Arzt holen. Die Untersuchung dauerte nicht lange. „Ein typhöses Fieber!" lautete sein Ausspruch und die Mutter sank förmlich zusammen. Ihr war, als zöge eine unsichtbare Hand plötzlich einen dichten, schwarzen Schleier vor die strahlende Sonne.

O diese langen, bangen Stunden des Tages und erst die Nacht mit ihrem unheimlichen Dunkel, die alles schwarz in schwarz malt und keine Hoffnung aufkommen läßt!

Es war eine qualvolle, entsetzliche Zeit, in der man den Tod zu schleichen hören vermeinte. Doch endlich siegte das Leben über den düsteren Sensenmann und die Krankheit wandte sich zum Bessern. Wie furchtbar war aber das kräftige, blühende Kind herabgekommen! Mager und abgezehrt lag es in seinem Bettchen.

„Das Kind ist äußerst schwach", sagte der Doktor, „und Sie müssen mit allen zu Gebote stehenden Kräftigungsmitteln, sowie mit zuträglicher, nahrhafter Kost nachhelfen, wenn Sie die Kleine dem Leben erhalten wollen. Nur zu leicht geht sonst seine Schwäche in Abzehrung über. Sie müssen ihm Eisenwein zu trinken geben und täglich mehrmals muß es von dem Nährpulver nehmen, das ich Ihnen aufschreibe. Gebrauchen Sie diese Mittel fleißig und setzen Sie dieselben auch fort, so wird die Besserung nicht ausbleiben. Sonst aber stehe ich für nichts."

Wäre ja alles recht gewesen, wenn es nicht soviel Geld gekostet hätte! Noch war der Arzt kaum zur Hälfte bezahlt und in der Apotheke bekam man nichts ohne Barbezahlung. Nun war aber das Ersparnis in der Zeit der Krankheit daraufgegangen und trotzdem noch alles zu wenig, viel zu wenig, um den Liebling gesund und frisch zu machen.

Doppelt hartes und schweres Los der Armut, helfen zu wollen und nicht helfen zu können!

Täglich um eine Stunde früher ging der Vater an die Arbeit und um eine Stunde später hörte er auf, um mehr zu verdienen, doch nichts gab aus. Die Mutter selbst sah so blaß und ermüdet aus, daß sich Franz von einem Tag auf den anderen fürchtete, sie würde ihm ebenfalls krank werden.

Auch heute kam das junge Weib wieder so matten Schrittes über die Wiese daher, um ihrem Manne das Mittagessen zu bringen, und besorgt eilte ihr Franz ein Stück des Weges entgegen, als er sie kommen sah und nahm ihr den Korb ab, der sein Mittagessen barg.

„Bist wieder recht müd', gelt Mutter? Jetzt setz' Dich aber nieder und rast' Dich aus! Und wie geht's dem Mariele? Hat's doch nicht geweint, als Du fortgings?"

„Nein, es hat g'schlafen. Und es ist ja die Bas bei ihm. Immer schlafen und schlafen will's vor lauter Müdigkeit und doch wird's um nichts frischer dabei. Und essen will's mir halt gar nicht. Alle Tag' dasselbe Kreuz!"

Hat es den Wein ausgetrunken?"

Die Mutter zögerte mit der Antwort. „Ja, ganz ausgetrunken."

„Dann müssen wir gleich eine neue Flasche kaufen. Der Doktor hat's gesagt."

Helles Rot stieg in das blasse Antlitz des Weibes. „Eine neue kaufen! Wär' ja recht, wenn —"

Der Mann seufzte. Er kannte dieses „Wenn" — nur zu gut kannte er es.

„Haben wir denn gar kein Geld mehr übrig?"

Traurig schüttelte die Mutter den Kopf, während sich ihre Augen mit Tränen füllten.

„Nicht eine Krone mehr."

In tiefem Schweigen saßen beide da, unberührt blieb das Mittagessen stehen und wurde kalt, während das Weib bitterlich vor sich hinschluchzte.

„Ich kann Dich nicht so weinen sehen, Mutter! Sei still, schau, sei doch still! Der liebe Gott kann uns ja nicht verlassen. Ist immer so gut gewesen. Und wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Wir müssen einmal ordentlich nachdenken. Gewiß läßt er uns einen Ausweg finden."

„Einen Ausweg? ... Tag und Nacht denk' ich nach und finde keinen."

„Doch, Mutter! Mir fällt einer ein. Nur —"

Der Mann stockte. Es schien ihn nicht leicht anzukommen, was er sagen wollte.

Endlich sprach er: „Noch haben wir unsere Eheringe, Mutter. Trag sie zum Goldschmied und bitt' ihn, er möchte geben, was sie wert sind. Einige Flascherl von dem Wein könnten wir dann doch wieder kaufen und —"

Fast irren Blickes schaute das Weib den Mann an. „Wie meinst, Franz? ... Die Eheringe, die wir uns am Altar geb'n hab'n, so ein heilig-lieb's Andenken sollen wir .." Tränen erstickten ihre Stimme. Auch

---

Armes Menschenwollen

Ich wollte nur die schwache Stütze sein,
darauf du deine müde Füße setzt.
Ich wollte nur die kleine Schale sein,
daran du deine durstigen Lippen netzt.
Ich wollte nur der kleine Vogel sein,
der dir die Sorgen von der Stirne singt.
Ich wollte nur die weiße Welle sein,
die dir den Gruß aus weiten Meeren bringt.
Und bin für dich der mauerstarke Stein,
der dich behindert auf der Wanderung.
Und bin des Irrlichts zauberhafter Schein,
der dich verlockt in graue Dämmerung.
Und bin die Harfe, deren weher Klang
sich immer nach dem Ton der Sehnsucht stimmt.
Und bin das Kreuz, das in das Herz dir drang,
bis Gott es lächelnd in die Hände nimmt.

Else Budnowski.

der Vater ließ den Kopf sinken.

„Ja freilich ist's recht hart, so was hergeben zu müssen. Aber leicht kommt doch wieder mit Gottes Hilf' die Zeit, daß wir sie uns einlösen können. Und schau, Mutter, mußt Dir halt denken, aus Lieb' haben wir sie uns geb'n und einander ang'steckt und aus Lieb' geb'n wir sie wieder her, damit unser Kindl g'sund sollt' werd'n."

Die Mutter trocknete ihre Tränen, ein warmes Leuchten der Liebe in den noch feuchten Augen.

„Ja, Du hast recht, Vater! Es war unrecht von mir, daß ich anfangs 'zögert hab'. Gleich heut' noch trag' ich sie in den Markt hinein zum Goldschmied und vielleicht segnet der liebe Herrgott g'rad dieses Opfer recht."

Da — kling, kling! fiel was Hartes am Felsen auf, unter dem die beiden saßen und ein glänzendes Goldstück, ein zweites, ein drittes — — vier, fünf, sechs Goldstücke rollten lustig klirrend über die Wand herab ihnen zu Füßen.

Erschrocken sprangen die beiden Eheleute auf und schauten in die Höhe, doch kein Mensch war weit und breit zu sehen. Nur dichtes Gebüsch und ernste Tannenwipfel grüßten, von Sonnengold durchwoben, vom Felsen nieder.

Zwischen dem Geäst aber lugte ein bärtiges Männergesicht vorsichtig auf die beiden Menschen nieder, die bald forschend in die Höhe blickten, dann wieder erstaunt auf ihre Goldstücke niedersahen und eine Träne funkelte in seinen Augen — eine Träne der Erlösung.

Ja, noch gab es gute Menschen, die in Liebe und Treue zueinander standen in guten, wie in bösen Tagen und herzensgern opfernd alles gaben, was sie zu geben imstande waren — noch gab es aber auch Reichtum auf der Welt, der die Not armer Mitmenschen zu lindern vermochte.

Die eine Viertelstunde hier oben an der Felswand hatte in Professor Volkmars stürmender Seele eine gewaltige Umwälzung hervorgerufen. Vom vergangenen Glücke träumend, war er im kühlen Moose gelegen, als er nahende Schritte und gedämpfte Menschenstimmen hörte. Unwillig hatte er sich aufgerichtet und hinab auf die Waldwiese geblickt, als er in den Kommenden seine Hausleute erkannte. Gerade unterhalb seines Ruheplätzchens hatten sie sich niedergelassen und das Weinen des Weibes erregte des Professors Teilnahme und Aufmerksamkeit.

Noch nie hatte Volkmar Gelegenheit gehabt, selbst einen Blick in Not und Elend hinein zu werfen und hätte es wohl auch nie geglaubt, daß es Armut gibt, vor deren schlichter Größe und edler Würde selbst der Reichtum sich bewundernd beugen muß.

Wie groß, wie erhaben waren diese einfachen Menschen in ihrem Opfermut, wie rührend ihre Liebe und Sorgfalt! Wie karg war das Mittagessen im Körbchen! Schwarzbrot, Käse und einige Kartoffel. Viel zu gering diese bescheidene Kost für die anstrengende, schwere Arbeit.

Mit Zauberschlag standen plötzlich die Worte des alten Hausarztes wie in Flammenschrift geschrieben vor Volkmars Seele: „Sie besitzen Vermögen. Teilen Sie von Ihrem Ueberfluß den Armen mit, wie es Ihre Frau getan hat! Suchen Sie die Tränen des Schmerzes und Leides zu trocknen, und auch Ihr Schmerz wird gelinder werden! Durch hilfreiche Tat zum zum Glücke anderer beitragen, auch das ist Glück!"

Ohne lange Ueberlegung greift er nach seiner Brieftasche, entnimmt ihr — unbekümmert um die Zahl — mehrere Goldstücke und läßt sie behutsam, eines nach dem andern, hinabgleiten über den Abhang. Dann zieht er sich schnell zurück und geht auf der anderen Seite des Felsens in das Dorf hinab, einen sonnigen Glanz in den sonst so düster blickenden Augen und Glück und Friede im Herzen, zum erstenmal nach langer, langer Zeit. Es war der Segen des Gebens, der Segen einer lieben Toten.

3

Andern Tages begegnete Professor Volkmar auf seinem Spazier-

Nordfriesische Spruchweisheit

Wenn der Wolf und der Hirt sich einig sind, so tröste Gott die armen Schafe

Einem bösen Hunde muß man ein Stück Brot geben, daß er einen nicht beiße.

Nordostwind und alter Weiber Keifen hält drei Tage an.

Des reichen Mannes Krankheit und des armen Mannes Pfannekuchen riechen weit.

Es braucht nur einen großen Mantel, so kann man des Teufels Schwanz nicht sehen.

Wer sich locken läßt, zu stehlen, der muß sich zwingen lassen, zu hängen.

Leute, die gern Brei mögen, reden viel mehr von Grütze.

Gänse, die einmal im Korn waren, wollen immer wieder hin.

Man bekommt nicht leicht ein Stück Fleisch ohne Knochen.

Wenn der Koch Hungers stirbt, so soll er auf dem Herde begraben werden.

Schmarotzer sind Hunde, wenn sie nur Schwänze hätten.

Wer Mißgönner hat, der hat Brot, wer keine hat, der hat Not.

Es gehört ein guter Sprecher dazu, der es einem Schweiger verbessert.

Man kann keinem weiter sehen als bis zu den Zähnen.

Wo der Deich am niedrigsten ist, da geht die Flut am ersten über.

Wer ein böses Maul hat, muß einen starken Rücken haben.

Ein Matrose hatte die Nacht sein Geld vertan. Des Morgens saß eine Krähe auf dem Mast und rief: „Spar, spar!" „Zu spät, zu spät, Kamerad", sagte der Matrose.

Es ist nicht allzeit „eia, juchhei", — es heißt auch zuweilen „oho!"

Arge Hunde haben immer ein zerrissenes Fell.

gange den Pfarrer des Ortes und wurde zu seiner Verwunderung von diesem angesprochen.

„Entschuldigen Sie, Herr, wenn ich Sie anrede", sagte der alte Mann, „trotzdem Sie mir ein Fremder sind. Doch ich vermute in Ihnen mit Sicherheit den Wohltäter zweier braver Pfarrkinder und sehe es als meine Pflicht an, Ihnen in deren Namen herzlich zu danken. Die guten Leute haben ja keine Ahnung, wer das Geld gegeben haben könnte und —"

„Auch Sie können das nicht wissen, Herr Pfarrer! Oder waren Sie etwa Augenzeuge einer von mir erwiesenen Wohltat?"

Fast unwillig fragte es der Professor und eine Unmutsfalte legte sich zwischen seine dichten Brauen.

Der Pfarrer lächelte fein: „Ach, Herr, in unserem kleinen Bergdorfe hat ja keiner Ueberfluß an Goldstücken! Ich kenne die Verhältnisse der Leute hier wie die meinigen, bin ich ja schon als junger Mann hierher gekommen und bin nun ein Greis von siebzig Jahren. Von unsern Leuten ist es sicher keiner, also muß es ein Fremder sein und der einzige Fremde in unserer Gegend sind eben Sie, Herr. Durch Ihren Aufenthalt im Häuschen des Holzknechtes haben Sie wohl ton deren Armut Kenntnis erhalten und wollten auf ungesehene Weise ihrer Not zu Hilfe kommen. Es war ein gutes Werk, Herr, ein gutes! Der liebe Gott lohne es Ihnen tausendmal!"

Der herzliche Dank des Priesters und dessen warmer Blick der Augen hatten die Falte in Volkmars Gesicht geglättet und er streckte dem alten Manne die Hand entgegen .

„Nun, wenn Sie schon so sicher vermuten, Herr Pfarrer, so will ich Ihre Vermutung auch nicht widerlegen. Es wäre ja Lüge. Doch wissen möchte ich, wie Sie das erfahren haben?"

„Auf die einfachste Weise, Herr! In größter Aufregung kam noch am Abend desselben Tages Franz zu mir in den Pfarrhof, erzählte mir die ganze wunderbare Begebenheit und fragte mich, ob er das Geld wohl behalten dürfe, da er doch nicht sicher wissen könne, ob es wirklich ihm gehöre. Ich wollte Zeit haben, um über die Sache nachzudenken und beschied Franz für den nächsten Tag zu mir. Hatte jemand das Geld wirklich verloren, so würde sich der Verlustträger inzwischen sicher gemeldet haben; wenn nicht, so verhielt es sich eben so, wie ich vermutete, daß nämlich Sie von den Verhältnissen der Familie unterrichtet waren und den Leuten helfen wollten. Da nun auch wirklich niemand kam, sich wegen des Geldes zu melden, so überließ ich dem glückstrahlenden jungen Mann seinen ihm auf so eigene Weise bescherten Schatz und bin glücklich, Ihnen in seinem Namen danken zu können."

„Reden Sie nicht von Dank, Herr Pfarrer! Wenn jemand danken muß so bin ich es. Die einfachen, guten Menschen haben mir viel mehr gegeben, als die paar Goldstücke wert sind; sie gaben mir den Glauben an die Menschen wieder, den Glauben an opfermutige Liebe und Treue und den Glauben an eine Vorsehung, die alles zum Besten wendet. Ja, noch mehr! Ich hatte das Glück verloren und glaubte, es für immer mit meinem lieben Weibe begraben zu haben. Ziel- und zwecklos lag das Leben vor mir. Doch nun ist mir klar der Weg gezeichnet den ich gehen soll, um wieder zu Frieden und Glück zu gelangen. Die braven Menschen zeigten ihn mir und meine Tote hat es mir wohl im Himmel erbeten, daß ich nicht mehr so arm und glücklos zu sein brauche. Mein Leben hat wieder Inhalt bekommen und ich werde glücklich sein in dem Bestreben, andere glücklich zu machen, werde das Glück wieder finden im Segen des Wohltuns, im treuen Erinnern an mein totes Glück."

Der Rosenkranz eine Stuetze der christlichen Familie

Eine große Gefahr für Kirche, Staat und Gesellschaft bildet in neuerer Zeit die zunehmende Auflösung des christlichen Heimwesens, der Familie. Wie eine Schermaus wühlt der schwarze Fürst der Unterwelt in den Fundamenten des christlichen Hauses. Zugleich öffnet er all seine Winbälge und bläst ganze Stürme von Unzufriedenheit, Mißgunst, Selbstsucht usw. gegen den altehrwürdigen Bau, um ihn zum Sturz zu bringen. Da ist es nun auch der hl. Rosenkranz, der die christliche Familie stützt und wie mit eisernen Band zusammenhält.

Im freudenreichen Rosenkranz eröffnet uns die Kirche gleichsam eine Schule des christlichen Familienlebens.

Sie zeigt uns da eine Reihe von Familienbildchen, wie sie lieblicher und köstlicher gar nicht sein können, sie entzückt damit das christliche Herz und eifert es zur Nachahmung an. Sie tut uns das Häuschen von Nazareth weit auf und läßt uns tief hineinblicken. Da braucht sie uns keine langen Erklärungen zu geben, wir sehen es mit eigenen Augen, wie es in einem christlichen Haushalte ausschauen muß. Alle Glieder der Familie — und dazu rechne ich nicht bloß Eltern und Kinder, sondern auch die andern terwandten Hausleute, ebenso die Dienstboten, die Gesellen, die angestellten Arbeiter — also alle sollen sie sein ein Herz und eine Seele. Sie sollen miteinander arbeiten, miteinander essen, miteinander beten, miteinander ruhen, miteinander sich freuen, für einander sich opfern und auf die Weis' sich gegenseitig helfen, das ewige Glück zu erlangen. Leider trifft man heutzutage solche Mu-

sterfamilien nur mehr selten. Heute treibt alles auseinander wie ein zu stark gesäuerter Brotteig. Man tut höchstens noch miteinander arbeiten, aber häufig nicht mehr miteinander essen, viel weniger miteinander beten, vom gegenseitigen Wohlwollen und Opfern gar nicht zu reden. Am Musterbild der hl. Familie von Nazareth, wie es uns der Rosenkranz zeigt, kann und muß sich unser Familienleben wieder auffrischen und neu herstellen. Im Häuschen von Nazareth waltete die höchste Einfachheit und Reinheit der Sitten, peinliche Ordnung und treueste Pflichterfüllung. Hier liegt das Geheimnis, wie die gegenseitige Liebe stets unversehrt und frisch bleiben kann. Nicht ein glattes Gesicht, nicht eine sinnliche Zärtlichkeit tut es, sondern Gottesfurcht und fromme Seelengemeinschaft.

Schönheit und Jugend vergeht,
Nur die Tugend besteht.

Das ist ein Lehrsatz für Mann und Frau im Hause. Aber auch die Dienstboten und Angestellten können an den Bildern des freudenreichen Rosenkranzes sich spiegeln. Da meint oft ein rebellischer Knecht, er begreife rein nicht, warum er dem dickköpfigen Bauern folgen soll, er wäre doch viel gescheiter und geschickter als der Bauer, und überhaupt sei der Gehorsam eine dumme Erfindung aus einer altmodischen Zeit. Mein Guter, weißt du, wer den Gehorsam erfunden hat? Niemand anderer als der himmlische Vater. Und in höchster Vollkommenheit geübt hat ihn sein göttlicher Sohn. Jesus Christus ist hundertmal gescheiter und geschickter gewesen als Maria, seine Mutter, oder als sein Pflegevater Josef mit dem Zimmermannshandwerk. Trotzdem hat er ihnen auf den leisesten Wink gehorcht. Willst du höher und weiser sein als unser Herr?

Oft eine Magd glaubt, ihre Hände seien viel zu zart für die bäuerliche Arbeit, auch bleibe sie auf dem Lande ihr Lebtag so arm wie Lazarus und Armut sei die größte Schande; darum müsse sie in die Stadt, wo sie es nicht nur bequemer habe, sondern auch höher im Ansehen stehe und reicheren Ver-



dienst finde. Aber schau, zartere und feinere Hände hast du gewiß nicht als der göttliche Jesusknabe. Ihm sind sie nicht schade gewesen für die rauhe Zimmermannsarbeit, er hat sich nicht geschämt, seinem Pflegevater zu helfen und zu dienen wie der mindeste Geselle. Und daß Geld nicht die Hauptsache und Armut keine Schande ist, siehst du wieder an den drei heiligsten Personen Jesus, Maria und Josef. Größere Armut wie sie im Stalle zu Bethlehem, haben wohl wenige Menschen gelitten. Und das Jesuskind hat nicht zuerst die Reichen, sondern bettelarme Leute, die simplen Hirten, zu seiner Krippe gerufen. Es hat die Arbeit und Armut selbst geübt, sie aber auch geadelt und gesegnet. Ist's dir zu schlecht und zu minder, in seine Fußtapfen zu treten? Oder mußt du dich nicht vielmehr freuen, in Armut und Arbeitsamkeit den drei heiligsten Personen ähnlich zu werden? So spricht euch der freudenreiche Rosenkranz in lebendigen Bildern zu Herzen.

Aber noch eine Menge anderer goldener Familienlehren erteilt er euch, so z. B. vom Wert der stillen Häuslichkeit, mit Friede und Gottesliebe — im ersten Gesätzlein. Vom hilfreichen freundlichen Wandel gegenüber den Anverwandten und namentlich gegenüber den alten Leuten — im zweiten Gesätzlein. Von der Freude am Kirchgang und Gottesdienst — im vierten Gesätzlein. Von der christlichen Fürsorge für die Kinder — im fünften Gesätzlein usw.

In den Geheimnissen liegt aller Saft und alle Kraft des Rosenkranzes, die Betrachtung der Geheimnisse gibt ihm Geist und Leben und die erstaunliche Wirkung. Wer sich im freudenreichen Rosenkranz das Spiegelbild der hl. Familie recht oft und gründlich vor Augen hält, auf den macht es einen immer tieferen Eindruck, und es ist gar nicht anders möglich, als daß er nach und nach sein eigenes Hauswesen nach diesem Spiegelbild aufmustert.

Aber noch in anderer Weise ist der Rosenkranz eine Stütze der christlichen Familie, er bildet den gemeinsamen Hausgottesdienst.

Wie das hl. Meßopfer alle Glieder der Gemeinde in der Kirche zusammenführt und geistigerweise zusammenschließt, so vereinigt der tägliche Hausrosenkranz alle Glieder der Familie unter dem Schutzmantel der Himmelskönigin und schließt sie in der Liebe Mariens zusammen. In den Häusern, wo der gemeinsame abendliche Rosenkranz treu gehalten wird, da herrscht fast durchaus Zucht und Ordnung. Da pendelt nicht der Hausvater in später Nachtstunde von einem Wirtshaus zum andern und läßt Familie Familie sein. Da schwärmen die jungen Leute nicht in der Finsternis außer dem Hause herum und laufen ausgelassenen Unterhaltungen nach, da knien alle ohne Ausnahme vor dem Gnadenthron Mariens. Und Maria breitet mit doppelter Liebe ihren Schutzmantel über ihre versammelten Kinder aus und schüttet mit beiden Händen ihren Gnadensegen auf das Haus herab, daß Unschuld, Glück und Frieden darin wohnen. Man mag sagen, was man will, der heilige Rosenkranz bildet ein wahres Zaubermittel zur Erhaltung und Kräftigung des Familienwesens. Es wird durch eine tausendfache Erfahrung bestätigt, in jenen Häusern, wo der Rosenkranz treu

Katholische Anziehungskraft

Von P. Jos. Schneider, O.M.J.

Es kommt bisweilen vor, daß protestantische Prediger sich dem kath. Priester nahen. Die eine Frage und das eine Räsel treibt sie hin: „Wie kriegt ihr eure Leute in die Kirche?" Wenn man es ihnen erklärt, stehen sie verwundert da und sagen: „What a strength, what a strength!" Welches ist nun das Geheimnis hinter dem gewaltigen Kirchenbesuch und der erstaunlichen Kirchentreue auf kath. Seite? Ich glaube, es liegt einfach darin, daß die Kirche mehr als irgend ein anderes Religionssystem dem tiefsten Sehnen der Menschennatur entgegen kommt und die tiefsten Bedürfnisse der gottentstammten und gottverwandten Seele befriedigt.

Ein Trieb der Seele ist der Hunger nach Wahrheit und fester Führung in den Wirren des Lebens. Die katholische Kirche befriedigt diesen Hunger.

Alle nichtkatholischen Bekenntnisse haben den Grundsatz der freien Forschung umarmt. Er bedeutet im tiefsten Grunde uferlose Freidenkerei. „Nimm es wie du willst! Lies die Bibel und, wie du es dir auslegst, so ist es recht!" Wahrlich, ein schwankendes Fundament; es ist schlimmer als garnichts. Es ist Freiheit, die tötet. Selbstverständlichkeit, die sich in endloser Unsicherheit zerreibt. Da mag es einem gehen, als wenn man im Morast fest steckt; je mehr man sich heraus bemüht, desto tiefer sinkt man hinein.

Die katholische Kirche wendet auf die Bibel die Gesetze des sprachlichen Verkehres an. Das heißt: ein jedes Wort und ein jeder Satz hat seine bestimmte Meinung und seinen eindeutigen Sinn. Das gilt von jedem Buch, von jedem Brief und von jeder menschlichen Unterhaltung. Denn die Sprache ist doch ein Mittel zum Ge-
Katholischen Anziehungskraft — Fortsetzung
dankenaustausch, der ganz bestimmte Dinge vermitteln will. Wo kämen wir hin, wenn jeder die Worte nimmt wie er will! Weiß würde zu schwarz und schwarz zu weiß. Man wüßte nicht mehr wo man dran ist. Es käme zur Sprachverwirrung von Babel; man fordert Bretter und erhält eine Ladung Steine. Die Welt würde zum Narrenhaus.

Wenn nun schon gewöhnliche Menschen sich an dieses Gesetz des Gedankenverkehrs halten, wie viel mehr tut es der Gottmensch Jesus Christus! Er ist gekommen, die Wahrheit zu bringen und durch die Wahrheit alle Falschheit und Illusion von der Erde zu verbannen. Wie eindeutig mußte Er deshalb reden. Wie klar und verständlich mußte Er sich ausdrücken! Wenn wir im Verkehr mit andern Zweideutigkeit vermeiden, wie viel mehr mußte Er es tun! Und Er hat es getan. War Er doch Gottes ewiger Sohn durch Zeugung und Geburt im Lichtschoß der Dreifaltigkeit. Und bei Gott gibt es keinen Schatten der Doppelzüngigkeit.

Daran nun hält die katholische Kirche fest. Sie gibt ihren Kindern den einen Sinn der Worte Jesu Christi. Und sie wissen und fühlen es: sie stehen auf dem Fel-

---

und eifrig gepflegt wird, da gelingt es dem Satan nicht, die Familienbande zu lockern und den flammenden Unfrieden ins Haus zu blasen. Da geht die Liebe zwischen Mann und Frau nicht bald in Scherben, sondern bleibt stark und tief bis ins späteste Alter. Da blüht die christliche Kindererziehung, da hängen die Dienstboten mit ganzer Seele an den Hausvorständen und am Haus, da bleiben die Herzen gesund und die Geister frisch. Im anderen Falle geht alles in Trümmer und bricht zusammen wie ein Holzbau, aus dem die Sperrnägel ausgerissen wurden. Von den Händen Mariens strömt ein eigener, wunderbarer Familiensegen auf die innigen Rosenkranzverehrer und sie gebraucht mit Vorliebe den heiligen Rosenkranz, um die Familien zusammenzuhalten.

Aber der Familiensegen des Rosenkranzes erstreckt sich nicht bloß auf die einzelnen Häuser, sondern auch auf ganze Gemeinden und Länder. Es ist wiederum eine Erfahrungssache, wo in den Familien fast allgemein noch der Rosenkranz treu und andächtig geübt wird, da steht das ganze Land in einer eigenartigen Frische und Blüte da. In einem solchen Land herrscht noch einfache Lebensweise und Reinheit der Sitten, Zufriedenheit und Kinderreichtum, da flammt vor allem noch der heilige katholische Glaube im hellsten Licht und unversiegbarer Kraft. Wo man aber den Rosenkranz aus den Häusern gewiesen hat, wo er in den Familien zum großen Teile in Abbruch gekommen ist, da geht es auch mit dem katholischen Glauben im ganzen Lande unheimlich schnell bergab. An Stelle des Eifers tritt die Gleichgültigkeit, an Stelle des strahlenden Glaubenslichtes tritt das matte Talglichtlein einer falschen Aufklärung, das nicht leuchtet und nicht wärmt, sondern nur stinkt und raucht und mit seiner dumpfen Stickluft ein ganzes Volk der sittlichen und geistigen Schwindsucht überliefert.

Darum ihr christlichen Familienväter und Mütter, haltet den Rosenkranz hoch in Ehren, lasset ihn um keinen Preis abkommen und wenn er bei euch schon halb abgekommen ist, stiftet ihn wieder kräftig ins Haus hinein, bete ihn selbst eifrig und hinterlasse ihn als kostbares Erbstück euren Kindern. Die treue Uebung des Hausrosenkranzes ist eine Hinterlassenschaft, wie es wenig bessere gibt.

S.K.

sen. Sie ruhen voll Sicherheit in den Armen der Wahrheit und fühlen nicht im geringsten den Drang, bei andern danach zu fragen.

Die Kirche vermittelt ihren Anhängern fröhliche Sicherheit. Der Mensch ist von der Erbsünde tief verwundet und verwirrt; es könnte einm manchmal angst und bange werden. Dennoch verfällt sie keinem krankhaftem und greisenhaftem Pessimismus (Schwarzseherei). Sie steht mit einer Art unbeirrbarer Siegeszuversicht dem Teufel, der Welt und dem Fleisch gegenüber. Warum? Nun, sie sieht halt in jedem von uns den ersten Adam niemals ohne Christus. Der Stammeltern trauriges Erbe niemals ohne die Erlösung. Den Haß der Hölle nie ohne die Hirtensorge des Erlösers. Und wenn sie den Trieben gegenüber, die nach unten ziehen, nie den Blick verschließt, so hält sie anderseits die Augen offen gegen jene Kräfte, die nach oben drängen. Diese Kräfte sind der angeborene Hunger nach Recht und Gerechtigkeit und der Durst nach Leben und Seligkeit; das stille Heimweh nach Gott, das in jeder Menschenseele lebt. Und sie weiß, daß, wenn die Triebkraft der hl. Taufe jenes Sehnen noch verstärkt, dann kann es einem auf die Dauer niemals wohl sein in den Niederungen der Sünde; man erhebt früher oder später seinen Blick wieder zu den Sternen hinauf. Die Kirche unterstützt diese gottgegebenen Kräfe mit starker und mütterlicher Hand zugleich.

Die katholische Kirche wahrt und nährt auch die Freude am Geheimnis und am Wunderbaren. — Wir haben von Natur einen eigentümlichen Hang am Geheimnisvollen. Wir erinnern nur an die Märchen der Kinderstube. Dieser Hang verliert sich nicht selten in krankhaften oder gar sündhaften Dingen, in Spuk- und Geisterfurcht und Hexerei. Das periodische Aufblühen des Occultismus und Spiritismus beweisen es. Trotz allem sind diese Erscheinungen in ihrem tiefsten Kern durchaus gesund. Es ist ein gesunder Trieb, der sich so gern am Geheimnisvollen und Wunderbaren berauscht. Diesen Drang bezügelt die Kirche und lenkt ihn in sichere Bahnen. Sie lehrt die christliche Religion in ihrer ganzen Kraft und Eigentümlichkeit. Und ist es nicht eine Märchenwelt von Wundern und Geheimnissen, die sich da vor uns auftut? Die Lehre vom dreifaltigen Gotteswesen, von Seele und Sünde, von Menschwerdung und Sakramenten, von Tabernakel und Beichtstuhl bis hinauf zur ewigen Seligkeit? „Kein Auge hat's gesehen und kein Ohr gehört; kein Menschenherz wagt es zu ahnen, was Gott denen bereit hält, die Ihn lieben". Wahrhaft eine Fülle der Geheimnisse! Und wie auch der denkende Geist sie zu durchforschen versucht, immer wieder landet er vor dunklen Gemächern: „Bis hierher und nicht weiter!" Durchdringen werden wir sie nie, und doch halten wir sie fest; denn Christi Autorität verbürgt sich uns für sie.

Genau so handhabt sie die Wunder. Goethe sagt irgendwo: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind". Der Unglaube hat sie geleugnet oder gar lächerlich zu machen gesucht. Hat dabei die erhabene Person Jesu Christi erniedrigt, Ihn zum Taschenspieler und Schwindler gemacht. Hat Seine Wunderkraft zerhackt, zerpflückt und verwässert. Kalter Rationalismus statt anheimelnder Wunderfreudigkeit hat dem Volk den Geschmack an Glaube und Kirche verekelt. Die Kirche hat Wunder über Wunder im Leben Christi und Seiner Heiligung, u. kommt damit der Wundersehnsucht des Volkes entgegen. Und wie sie sich hütet, ihre Zahl zu begrenzen! Denn wo könnte man der Allmacht Gottes Schranken setzen? Ihr Standpunkt ist hier wie überall: lieber fehle durch übergroßes Vertrauen als durch frostige und tötende Zweifelsucht.

Die Menschennatur fühlt sich auch zum Schönen hingezogen, so wie es durch Augen und Ohren ins Herz hinunter träufelt und die Seele erschauern macht. Ich meine damit die natürliche Liebe zu Gesang und Baukunst und Schnitzereien und zu jeglicher Art von Schmuck und Zeremonien. Die unsichtbare Schönheit Gottes kommt darin zum Ausdruck und wird damit faßbar und fühlbar und handgreiflich gemacht. In dieser Hinsicht hat man auf der andern Seite unverzeihliche Fehlgriffe getan durch rohe Bilderstürmerei, durch Einführung calvinistischer Kaltheit und Nacktheit in den Tempeln und Kulturstätten. Man schrie nach „vergeistigter Religion". Die Religion wurde dabei so verflüchtigt, daß fast nichts davon übrig blieb. Ganz anders verfährt die katholische Kirche. Sie läßt dem Volk sein Schönheitsbedürfnis und der Kunst ihren Schöpfungstrieb. Alles in der Welt rafft sie zusammen, um damit ihre Gotteshäuser zu füllen und Christus bei Seinem hl. Opfer zu feiern und mit Herrlichkeit zu überhäufen. Das Allerkostbarste ist für den Heiland gerade gut genug. Daher die Unsumme ihrer künstlerischen Anstrengungen. Die Berge von vielstimmigen Sanctus und Ave Marias. Die verschiedenen Baustile vom einfachen Basiliken (Hallen)stil, die überreichen Schöpfungen der Renaissance hinweg bis zur modernen Sachlichkeit. Daher auch die grenzenlosen Unternehmungen der Malerei von der mystischen Erstarrung der Beuroner Kunstschule bis zum gemäßigten Naturalismus. Und mitten in diese Herrlichkeit hinein setzt sie ihre gottesdienstlichen Feiern in prangenden Gewändern, mit Fahnenschmuck u. ergreifenden Zeremonien. Kein Wunder, daß das Volk die Kirchen füllt und immer wieder mit solch rührender Treue um den Altar und um das Lamm Gottes sich schart. Schon Augustinus rief: „Wie weinte ich, o Gott, beim Gesange deiner Kirche, die so lieblich singt. In ihren Liedern träufelte deine Wahrheit in mein Herz, es flossen die Tränen und mir ward wohl dabei". Und ein ergrauter Benediktinermönch erzählte mir von seinem Uebertritt zur Kirche. Der Beweggrund für ihn, den geborenen Maler, war die einfache Feststellung: „Eine Kirche, die solch himmlische Wunderwerke schafft, muß selber wohl vom Himmel sein".

Unsre Stiefbrüder in der christlichen Religion wollen das nicht verstehen. Sie sind halt keine Philosophen und keine Psychologen (keine tiefen Denker, Menschenkenner und Gottesgelehrten). Sie haben auch nicht die rechte Anthropologie (Lehre vom Menschen und von der Menschennatur). Möchten sie sich doch mal wieder auf diese tiefsten Zweige alles Wissens besinnen und ihre Religion danach einrichten. Diese Umstellung würde wieder ihre Kirchenbänke füllen. Und was ihnen an der katholischen Kirche ein Rätsel ist, würde ihnen dann zur reinsten Selstverständlichkeit.

Aus alter Zeit

Von Anton Schott

1.

Die Steffel-Agatha hätte allerwegen Kopf und Bein verschworen und etwa noch mehr, daß in dem Lindbergerbuben, dem Timothel oder kurzweg dem Mothel, kein staubkorngroß Stücklein Arg und Falschheit stecken könnte und auch gar nicht steckte. Nun vermaß sie sich dessen nicht mehr.

Seit einiger Tage Frist wußte sie es, daß dieser Mensch ein Heimtücker war, wo man einen hinbrauchte, ein grundschlechter Kerl, der, wenn schon nicht schlankweg auf Rad und Galgen gebracht, so doch weidlich verhauen hätte werden sollen . . . der Wölfel-Randl wollt' er einen Maibaum aufstellen dem . . . Wölfendirndel! Wo doch sie . . . Ob sie etwa auch einen Maibaum kriegen würde, stand sonach noch im Ungewissen. Kann sein ,daß es schandenhalber geschah, kann auch sein, daß sich der Wind schon völlig nach einer anderen Seite gewendet, und daß er es nimmer der Mühe wert hielt. Dem Wölfeldirndel aber wollt' er einen aufstellen, und das hatte sie mit eigenen Ohren gehört.

Das alles war vielleicht der Dank und Lohn für ihre Gutheit, für ihre Lieb' und ihre Mühe, die in Hinsicht auf diese . . . Bandelei stark widerstrebenden Eltern auf den rechten Weg zu bringen; vielleicht auch . . . Ja, was wußte sie? Sie wußte nur, daß dieser grundfalsche Mensch dem Wölfeldirndel einen Maibaum aufstellen wollte Und das ärgerte sie über die Maßen.

Im Böhmerwalde bestanden — vielleicht schon seit ungefähr 1000 nach Christus — bis zum Jahre 1848 die 8, später 9 künischen (königlichen) Freigerichte, große Berggemeinden, deren Insassen eigenfrei und nur der landesherrlichen Kammer untertane Leute waren. Sie hatten unter anderem auch das Recht, ihre Richter und ihren Oberrichter selbst und aus ihren eigenen Leuten zu wählen, waren anfänglich steuer- und abgebenfrei, hatten Jagd- und Fischrecht u. s. w. In den letzten Zeiten mußten sie schon kleinere Steuern zahlen und einige Mann jährlich zum Reichsheer stellen.

Das Lindbergerhöfel war weitaus keines der besten im ganzen Freigerichte, und allerlei Unheil und unverschuldet Unglück hatten es in den letzten Jahren stark in Schulden geritten. Deswegen hatten die Steffelbauernleute, ihre Eltern, Tag für Tag und Weile für Weile gemurrt und gegreinet wegen dieser unsinnigen und törichten Bandelei mit dem Lindbergerbuben. Aber da sie nicht nachgelassen und allerwegen gebröckelt und gebrochen an dem elterlichen Widerstreben, da ferner auch die Lindbergerleute eine alte, ehrenhafte Sippe gewesen und für das unterschuldete Unglück nicht gekonnt, sondern sichtlich und mit allem Fleiß und aller Mühe wieder auf ebene Wege strebten, waren Widerwillen und Widerstand allmählich gebrochen worden, und der Vater hatte sich sogar vorgenommen, mit einem reichlichen Heiratsgute dem Timothel wieder auf die Füße zu helfen. Also wäre alles ganz schön und richtig vonstatten gegangen, wenn . . . der Lümmel das alles hätte einsehen und nach Gebühr einschätzen wollen .

Aber nein! Witterte er etwa bei dem Wölfeldirndel mehr Geld, oder . . . war es sonst etwas, das ihn auf einmal andere Wege locken und treiben wollte . . . Aber ihretwegen! Was ging das sie an? Wenn er falsch sein wollte, sollte er es. Sie rannte ihm nicht nach, und sie war auch nicht das Leut, das sich den Aerger anmerken ließ oder deswegen gar ein unnötig Wort verlor . . . Wie wenn eine Brummfliege vorbeigesurrt wäre, der man weiter nicht achtet, wollte sie es halten.

Gelang ihr aber nur nach außen hin. In ihrem Sinnen fraß und biß der Aerger doch weiter, wie der Wurm im Holze, und in unbesonnenem Augenblicke riß ihr dieser Aerger während einer Neckerei doch einmal ein paar Brocken heraus, die vorläufig nicht hinausgehört hätten . . . Was ginge sie der Mothel mehr an? Wäre ein Lump, ein Mensch wie ein Rauchwölkchen, das der Windzug nach Willkür hin oder wider triebe. Wäre alles nur eine jungnärrische Torheit . . . gewesen, und . . . heuer wollt' er dem Wölfeldirndel einen Maibaum aufstellen, hätte sie vernommen.

Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns die Nachricht des plötzlichen Todes unseres guten Pater E. Nelz O.M.J., der als Schwesternkaplan in Prelate wirkte. Pater Nelz wurde am 15. September auf dem Oblatenfriedhof zu Battleford zur ewigen Ruhe gelegt. Weiteres werden wir im nächsten Marienboten bringen. — Möge er ruhen in Frieden. —



Die Steffelbäuerin achtete dieses Aergers nicht. Junges Zeug wäre nun einmal so. Ohne ein wenig Torheit, Aergern, Eifersüchteln und Hadern ginge es gemeiniglich nicht ab, wo ein richtiger Ernst im Fürhaben steckte, und noch ein bissel Trutzen und Zerwürfnis, wäre man einander desto mehr gut. Solches gehörte zu jeglicher junger Bandelei wie der Dorn zur Rose.

Der Steffelbauer aber nahm die Sache von einer anderen Seite. Der war ein Mensch von altem Schlage und mit altväterischen Ansichten und schätzte jedweden nur nach Arbeit und Manneswort ein. Diese zwei Stücke machten in seinen Augen und in seiner Einschätzung den Mann . . . Wenn nun das Dirndel, das anfänglich mit aller Wucht in die Stränge gefahren war, selber sagte, daß dieser . . . Flankel ein Lump war, so mochte er wohl und wahrhaftig einer sei.n. Wenn er den Ernst nicht als Ernst zu nehmen verstand, wenn er sich zuerst mit aller Teufelsgewalt um das Dirndel, die Agatha, und um dessen Heiratsgut bewarb und bemühete und jetzt vielleicht Schindluderspiel treiben wollte, war es mit einem Mannesernste nicht weit her. Und so ein Mensch hatte schon ausgespielt und verloren bei ihm, weil er später genau so gut ein Lumpel sein konnte, wenn er es vorher zuwege brachte.

Viel Wirte und Gerede zu machen, war nicht sein Brauch. Er tat wohl von ungefähr und von außen herum einige Fragen und abfällige Murrer, doch in seinem Dahinsinnen faßte der Aerger feste Wurzeln . . . Im Steffelhofe war man nach solchem fertig mit einem derartigen Flankel, und ein Weiterdenken war völlig ausgeschlossen; aber auch anderweil konnte so einem Lumpel eine kräftige Lehre nicht schaden. Etwa übte sie dieselbe Wirkung, die ein kalter Guß aufs glühende, weiche Eisen übet: es härtete den Kunden ein Weniges.

2.

Um diese Zeit gab es im Bereiche der neun künischen Freigerichte mancherlei Sorgen bei alten und jungen Mannsleuten sowie bei besorgten Müttern. Der Oberrichter hatte aufgeteil und kundgemacht, wie viel Rekruten das Kreisamt heuer von allen neun Freigerichten forderte und wie viel Burschen daher jedes einzelne Gericht zum Reichsheere zu stellen hätte; manches zwei, manches einen und manches auch anderthalb, je nach Steuerleistung und Insassenzahl. Die Richter und Geschworenen sorgten, wo sie diese Leute aufbringen könnten, und die Mütter und die vielleicht in Betracht kommenden Buben fürchteten.

Sonst kaufte man gewöhnlich solche Soldaten: hundert Gulden Rheinisch und ein festes Handgeld einem, der sich freiwillig zum Soldatenleben meldete. Wo ein Lumpel und Tunnichtgut herangewachsen war im Gemeingebiete, wurde er kurzerhand abgefangen und in des Kaisers Rock wie auch unter die Fuchtel des Profaßen gesteckt. War das beste Heilkraut und Heilmittel für solche Racker, das schier jeden gerade zog und zu einem halbwegs rechtlichen Menschen wandelte.

Dieses Jahr hätte das Freigericht lediglich einen Mann zu stellen gehabt, aber sogar der machte

Sorgen. Freiwillig wollte sich keiner melden, einen ausgesprochenen Tunnichtgut hatte man zur Zeit nicht im ganzen Umkreise, und sogar die Lockung nach außen hin für die Hörigen der angrenzenden Herrschaftsgebiete, jeden nach seiner Heimkehr vom Soldatenleben als eigenfreien und vollwertigen Freisassen anzuerkennen und aufzunehmen, der sich vorsätzlich ins Gerichtsgebiet . . . verirren und seinem Einfangen Vorschub leisten wollte, zog nicht. Jeglicher fürchtete das Soldatenleben. Aber man brauchte einen Mann und sollte einen abliefern.

Der wachsende Widerwillen gegen den Lindbergerbuben zeitigte dem Steffel, der zur Zeit Richter war, ein unrecht Fürnehmen, dem er ein rechtlich aussehendes Mäntelchen umwarf: diesen Flanken! Ein etliche Wochen würden ihm nicht schaden, und länger brauchte es nicht zu dauern. Gerade daß er eine heilsame Lehre erhielt und einen Stoß in ein richtig Geleise. Die Lindbergerleute hatten wohl sechs Dirndeln, aber nur diesen einzigen Buben, daher einen Grund, diesen Flanken wieder zurückzufordern, wenn sich ein Austausch oder ein sonstiger Ausweg fand. Das Gericht hatte dann dem kreisamtlichen Auftrag willfahrt und was weiter geschah, ging nimmer auf sein Kerbholz. Vielleicht fand sich einer zum Austausche, wenn er dann auch nicht taugte, vielleicht gab das Kreisamt den Kunden in Anbetracht der Umstände auch so wieder frei.

In aller Geheim und Stille wurde nun solches ausgemacht, und kein Mensch erfuhr wie gewöhnlich ein Sterbenswörtlein von diesem Ratschlusse. Kein Mensch auch wußte oder mutmaßte, daß die Maiennacht als Fangnacht bestimmt ward.

Am Morgen Philippi und Jakobi, des ersten Tages im „minniglichen" Maienmonde, zwirbelte der Schneesturm ein Gestöber daher wie mitten im ärgsten Winter und über einen unaufgestellt gebliebenen Maibaum hin, der am Hauseck des Wölfelhofes auf glattem Erdboden lag, und im Lindbergerhöfel war der Bub nicht daheim, der Timothel.

Dank

O Gott, du gabst mir Freude viel,
ich danke dir.
Für gut Zeit und frohes Ziel
ich danke dir.
Für Kindheit, Jugend, Manneskraft,
ich danke dir.
Für stille Rast und Wanderschaft
ich danke dir.
Für Sehnsucht in der jungen Brust
ich danke dir.
Für laute Liebe, lauter Lust,
ich danke dir.
Am tiefsten sei gebenedeit
für alles Leid.

Franz Schrönghamer.

Anfänglich achtete man dessen nicht viel . . . Gestern abend fortgegangen; wird sich eben mit ein paar Kameraden im Maibaumaufstellen herumgetrieben und bei anbrechendem Schneegestöber bei dem oder jenem verkrochen haben, bis die Tageslichten kam. Als er um halben Vormittag herum noch nicht heimkehrte, mutmaßte man anders, und es begann sich ein Hauswetter zusammenzuballen . . . Ob diese Rakker nicht etwa gar zum Wirtsveitel gegangen und noch immer dort hockten und lumpten? Lumpten, wo man ohnehin jeden Knopf Geldes so notwendig brauchte im Hause. Da müßte ihm doch eine Hauslehre gehalten werden, die er sich eine Zeit lang merkte . . . Als Gemurr und Gegreine immer ärger wurden, richtete sich das ältere Dirndel, die Annemir, zusammen und ging trotz allen Gestürmes zum Wirtshaus hinunter ins Tal.

Waren aber weder lumpende Buben noch sonst etwer in der öden Schankstube. Nicht einmal ein Schatten eines Buben wäre gestern oder heute in sein Haus gekommen, versicherte der Veitel, geschweige denn erst ein Schwarm Buben selber. Wer weiß, wo sich die vor dem Schneegestürme verkrochen hätten? Wirtshäuser und offene Wege zur Nachtzeit mieden die Racker samt und sonders, wenn der Mond im Zeichen des Fangens stünde. Mit wem er wohl etwa gegangen wäre, der Timothel . . .?

Der Annemir fuhr der helle Schrecken durch Leib und Sinnen . . . Fangenszeit! Könnte ja auch das noch . . .!

Als wenn die wilde Jagd hinter ihr drein wäre, hastete sie durch das Gestürme wieder heimzu . . . Das und jenes hätte der Wirtsveitel gesagt und angedeutet.

Nun schlug das dräuende Hauswetter plötzlich in schier lähmendes Entsetzen um . . . Das ginge wahrhaftig auch noch ab, daß der Bub . . . Und wo die Geschichte wegen einer Heirat schon beiderseits so fest in Meinung und Antrag war wie beinahe ein richtiger Verspruch! . . . Zuerst stoben die Dirndeln wie eine aufgescheuchte Kette junger Rebhühner nach allen Seiten auseinander, in die Nachbarschaften und zu Kameraden des Timothel. Ob nicht der oder das wüßte, wo der Bruder stekken möchte? Entrüsten, Geschrei und Gerüchte wurden auch in den Nachbarschaften laut, aber kein Mensch um und um wußte von dem Buben.

Nun mochte es wohl kaum mehr anders sein.

Die Lindbergerin nahm trotz des Schneegestöbers nicht einmal ein Hülltuch um und stürmte in fiebernder Wut in den Steffelhof und zum Richter . . . Was es mit dem Buben wäre, mit dem Timothel? Wie das Schwirren einer stechwütigen Imme

schrillte ihre Stimme.

Der Steffel aber schupfte in aller Ruhe die eckigen Schultern. Was wüßte er? Schon die ganze Woche über wäre er keinen Schritt aus dem Hause geschweige denn über seine Grundgemarkung hinausgekommen, und . . . um anderer Leute Buben sich zu kümmern, hätte er wahrhaftig viel zu wenig Zeit. Könnte sein, daß ihn die Häscher aufgegriffen hätten, könnte sein auch nicht. Aber wenn sich Gewisses erfahren ließe und so und so . . .

Könnte sein . . . dann war es schon nimmer anders, und dann . . . Erst jagte ihr die Etnrüstung ein taumelndes Schwindeln an, und dann brach die sibernde Wut wie ein reißend Wildwasser durch. Was ihr einfiel nud in den Mund kam, zeterte sie in ihrer Not und in ihrem Zorne heraus, Vorwürfe, Anschuldigungen und Schimpfnamen bunt und wirr durcheinander. Und auf der Gred draußen kehrte sie nochmals um und brachte noch allerhand vor, das ihr nicht gleich eingefallen.

Der Agatha tat das Weib eigentlich leid, aber dem Flanken vergönnte sie den Puff, den er da allem Ermessen nach abbekommen. Und dem Wölferdirndel vergönnte sie es auch. Sie, die Agatha, hatte heuer keinen Maibaum vor dem Hause stehen, aber auch das Wölfeldirndel nicht. Also glich sich's da aus. Und sie hatte an dem Lümmel am allerwenigsten verloren.

Allmählich wurde dieses kiesharte Vergönnen wohl etwas milder, doch um die Pfingstzeit herum brach es elendiglich zusammen und zersplitterte in tausend Scherben wie ein Eisklumpen, der einen wuchtigen Stoß erhalten.

Auf dem Wege von der Kirche heim erzählte der hintere Eckerbub, daß er seit der Mariennacht keine Ruhe und keinen ruhigen Schlaf mehr zu finden vermöchte und sich allerwegen wie in einer recht spießigen Dornstauden hocken wähnte. Wenn er nicht gewesen wäre! Wenn ihm nicht das und jenes eingefallen wäre! . . . Sein bester Freund, der Timothel . . . Manchmal wäre es wohl so, als müßte sich etwas in der Weise schicken, wie es nachher käme; aber er würde des Vorwurfes trotzdem nicht los, daß er Schuld und Ursach' wäre. Hätte sich zur Anbauzeit einmal in der Nacht die Hacke in den Fuß gekloben, so daß er zwei, drei Wochen lang kaum von der Ofenbank zum Tische humpeln gekonnt. Und die Maiennacht vor der Türe? Die Wölfelnandl sollte ihren Maibaum kriegen, sonst wäre es gefehlt und völlig aus gewesen, und er hätte den Tjmohel angegangen, ihm den Gefallen zu tun und diese Sache auf ebenen Wegen zu erhalten. Derweilen ging er bei dieser Gelegenheit den Fängern ins Garn. Den Kopf könnt er sich abreißen und dies und jenes, wenn er manchmal so ins Tieffinnnen käme . . .

Die Agatha wurde bei solcher Rede so fahl im ganzen Gesichte wie ein an der Sonne gebleichter Wachsballen . . . Also — deswegen! Und sie, die Urschel, hatte gleich das Aergste gesonnen und geargwohnet und . . . gar etwa die ganze Schuld auf sich geladen, daß . . . es so gekommen. Der Vater wird sich eben auch über ihn geärgert haben, als er ihren unüberlegten Plapperer vernommen, und . . . Wie es nachher halt schon geht, wenn einer zum Aerger auch noch den Stiel zur Macht in Händen hat . . .

Ganz verstört und vergrämt kam sie heim, und das Flennen ist ihr näher gestanden denn jedes mühsam herausgepreßte Wort. Nun mochte es auch ihr so gehen wie dem hinteren Eckerbuben, wenn nicht noch ein guter Teil übler: keine Ruhe mehr und keinen ruhigen Schlaf.

Die Steffelbäuerin merkte bald, daß es da etwas gegeben, und als die Brüder die Neuigkeit herausgekrabbelt, wußte sie ohne weitere Frage so beiläufig, um welche Zeit es da sein mochte.

„Deswegen brauchst Dir auch nicht gleich den Kopf abzureißen," versuchte sie zu trösten. „Ist allemal noch etwas gewesen, das den Himmel vor dem Einfallen gerettet. Müssen ihn halt zurückfordern, seine Leute und der Richter. Und wenn sich etwa gar einer fände, der für ihn einspringen wollte . . ."

Denselben Nachmittag noch kriegte er, der Steffel, seinen Putzer . . . Was es wohl ihn angegangen hätte, wenn sich die zwei Närrchen einmal nach Jungnarrenart überworfen hatten? Wären schon wieder aufs Gleiche gekommen mit einander. Nun hätte er die Brühe fertig und zu trachten, daß . . . sie wieder aus der Pfanne käme.

Ein Zeitlein schaute der wie plötzlich aus himmelhohen Wolken gefallen vor sich hin, dann begann er in seiner etwas ungelenken Weise nach irgend einer Entschuldigung oder Beschönung zu schnauben, zuletzt knurrte er nur noch sein Entrüsten heraus . . . Verdunnertes Kittelgeflank über einander! Lediglich Hütbubenspiel treiben. Einmal: ich mag . . . ein andermal: ich mag nimmer . . . oder umgekehrt. Als ob einer nicht eh' schon genug Arbeit und Widrigkeiten hätte mit so einem lästerlichen Amte! Wenn sie etwas tun wollten und unternehmen, die Lindbergerleute: seinethalben. Müßte halt von amtswegen mitgeholfen werden. Mehr ließe sich derweilen wohl kaum tun . . . Und wenn er gelegentlich einmal nach Seewiesen käme zum Oberrichter . .

Die Agatha sann und grübelte in ihrer Weise und ihre eigenen Wege dahin. Das einfachste und kürzeste wäre wohl, wenn sich einer finden ließe, der um gutes Geld für den Timothel in des Kaisers Rock schlüpfen wollte. Fiel ihr aber keiner ein. Die in der Freisaß der Bergeinöden aufgewachsenen und als künische Freisassen nur dem Landesherrn untertanen Leute scheuten den Zwang des Soldatenlebens und die Fuchtel des Profossen mehr wie ein Zeitlein Höllenpein. Wollten sich sogar die Burschen auf den Gutsherrschaften draußen, die dem Grundherrn so eigen und manchmal auch nicht viel besser gehalten waren wie das liebe Vieh, nicht ungezwungen in den weißen Rock des Kriegsmannes geben.

3.

Im Inhäusel des Stefffelhofes hauseten schon an die dreißig Jahre der Schustergogl und sein Eheweib. Man nannte sie nur mehr die Stef-

kelinleute oder den Steffelgogl. Wenn es im Hofe Arbeit gab, mußten sie nach Brauch und Herkommen mithelfen; zu anderer Zeit trieb der Gogl sein Handwerk. Von den fünf Kindern, die ihnen beschieden gewesen, war nur der Peter am Leben geblieben, der zur Zeit beim schwarzen Liendl hinten als Knecht diente. War ein fleißiger, tüchtiger Bursch und deswegen von jedem geachtet und in Ehren gehalten. Auch war er aus diesem Grunde noch nie in die Lage gekommen, sich vor dem „Fangen" hüten zu müssen . . . Der nun kam eines Sonntags heim zu seinen Leuten und erfuhr, daß nud nun ein Rekrut gesucht würde.

„Dunner! Dunner!" begann er zu sinnen und sich hinter den Ohren zu krauen. „Wenn man wüßte, und wenn diese Bauernluder mehr zahlen wollten . . ."

„Daß Dich halt der Narr grüßen ließe!" entsetzte sich die Goglin, seine Mutter. „Darf jeder dem Herrgotte mit aufgehobenen Händen danken, wenn er glücklich ausschlüpft, und nachher erst . . . gar erst aus freien Stücken."

„Hätte nicht weit, so ein Gruß," nickte der Peter trotzdem. „Wie gesagt: wenn sie mehr zahlen täten . . . Die Schindlaurin verkaufte ihr Höfel, heißt es. Zöge zu ihrer Tochter ins Stadler Gericht. Hundertachtzig Gulden Rheinisch wollte sie, hört man. Wie alles steht und geht. Mehr könnte sich einer die paar Jährlein über nicht und nirgends verdienen. Bis ich wieder heimkäme, könntet Ihr das Höfel bewirtschaften als Euer Eigen, und nachher hätte ich auch eine eigene Bank. Brächte es sonst wohl zu keiner trotz aller Arbeit .Wenn sie so viel zahlen täten . . ."

Nun wurden auch der Gogl und sein Weib sinnend. Die Rechnung des Buben stimmte, wie ein Auge zum anderen, und mehr konnte sich einer wahrhaftig nicht verdienen. Ein wirkliches, wahrhaftiges Eigen, ein kleines Bauernhöfel! Aber hundertachtzig Gulden zahlen sie ja nicht, die Bauern. Hundert Gulden Rheinisch war der gewöhnliche Preis für einen, der sich freiwillg zum Soldatenleben gab.

Abendlied an Maria

Unter deinem blauen Schleier,
Gnadenvolle Mutter mein,
Will ich mich zur Ruhe legen,
Sinnen in die Nacht hinein.

Mußte schwere Wege gehen,
fand nicht aus und fand nicht ein—
Barg mein Herz im tiefsten Schrein.
Pflückte Blumen für die andern,

Kam in meine stille Kammer,
Keiner warmen Stimme Hall,
Bot den Gruß mir freundlich wieder,
Und das Schicksal sah mich an.

Doch nun ist es Abend worden,
Alle Aengste schlafen ein!
Unter deinem blauen Schleier
Wird dein Kind geborgen sein.

Gottesmutter, der vor allen
Sich mein Herz zu eigen gab,
Sende aus den lichten Höhen
Einen Tau zur Erd' hinab,

Daß mein Auge froh sich öffne
In der Morgensonne Schein,
Die mit zauberhaftem Glanze
Hüllt die fernen Giebel ein.

Hertha Pohd.

Denselben Tag sagte man nichas von dem Plane, doch am nächsten schon kam die Goglin von weitem herum an die Agatha heran. Und die Rede war für jedwedes bestimmt, das sich um sie annehmen oder das sie auch nur weiter tragen wollte. Diese und jene Torheit wäre gestern dem Buben eingefallen, und es wären Spaß und Ernst beisammen, wenn die Bauern so viel zahlen wollten. Er hätte ein heimlich Fürnehmen, der Grübler.

Das Lirndel hätte schier aufjubeln mögen. Etwa ließe sich's ermachen, daß es auf allen Seiten recht würde. — Die Gerichtsgemeinen würden wohl nicht mehr zahlen wollen wie die allweg brauchmäßigen hundert Gulden . . . aber vielleicht gäben die Lindbergerleute das übrige, auf daß sie den Buben wieder heimkriegten.

Ließ sich auch ermachen. Der Steffelbauer griff schier hastig nach diesem Auswege. Er achtete den Peter seiner Arbeitsfreudigkeit und seines Fleißes wegen wie auch seiner anderen guten Seiten und rechnete es ihm hoch an, daß er nun gar einer eigenen Bank wegen die Mühsal des Soldatenlebens auf sich nehmen wollte. Wäre ihm also zu gönnen, wenn sein Fürhaben gelänge. Ueberdies könnte damit der Mißgriff gut gmacht werden .Daher ging er selber ins Lindbergerhöfel und brachte die Angelegenheit zu Gehör. So und so stünde es nun, und wenn sie auch ein etlichen Beiwillen hätten . . .

Die Lindbergerleute schimpften zuerst wohl wie raufende Spatzen und brachten dies und jenes zu Gehöre, nach dem er nicht verlangte. Aber sie ließen sich zur Beisteuer herbei. Fünfzig Gulden, mehr hätten sie nicht, und mehr könnten sie nicht geben. Das waren hundertfünfzig, und zumindest hundertachtzig verlangte der Peter. Der Steffel redete nicht weiter. Wenn einer

zur unrechten Zeit pipp sagte, so mußte er sich wohl zumindest papp dazu denken, wenn er dies nicht auch noch sagen wollte. Er dachte sich's nur und legte die fehlenden dreißig Gulden aus eigenem und mit einem mittelschweren Hausschelter dazu.

Also kamen die hundertachtzig Gulten Rheinisch für den Peter zusammen. Darauf wurde der Revers bei versammelter Gemeinde aufgestellt, und nachher wurde der Kauf des Schindlauerhöfels beim Oberrichteramte in Seewiesen durchgeführt wie auch ausgemacht, daß die Goglleute zu Jakobi als vorläufige Eigner einziehen könnten.

Dann rüstete der Peter zum Einrücken. Mehr konnte er sich die paar Jährlein über wirklich nicht verdienen, und wenn ihm etwas zustoßen sollte, waren seine Eltern vor Not gesichert ihr Leben lang.

Der Hörndlpauli geleitete den Peter zum Kreisamt nach Pisek und so zum Militär, und er sollte den damit ausgetauschten Timothel gleich mit heimbringen.

Kam jedoch wieder allein zurück. Der Timtohel wäre nimmer heimzubringen, vermeldete er, weil . . . sie ihn vor etlichen Tagen schon in die Erde verscharret. Hätte die Zeit über gerauft mit jedweden wie eine Wildkatze, die nicht zu zähmen gewesen, und nachher hätte ihn eine Gemütskrankheit übermannet und zu Tode gequält, wär' ihm dorten gesagt worden, und das stünde auch auf dem Totenscheine, den man ihm mitgegeben. Der Peter aber bliebe dort und beim Soldatenleben, um sich das Schindlauerhöfel abzuverdienen; würde sonach schon für's kommende Jahr gerechnet.

Der Agatha wurde, als wenn Erdboden und Grundstein unter ihr und um sie her wichen und in die ungründlichen Tiefen versänken, und selbst ihrem Vater, dem Richter, kam es vor, als legte sich die Schuld wie ein Sack voll Steine auf seine Schultern, und er müßte nach Halt und Stütze tappen. Wohl hatte er getan, was in dem Falle zu tun war, die Scharte auszuwetzen, aber . . . es hätte nicht sein müssen, wenn nicht . . . dies und das und der Aerger mit zu Rate gesessen wären.

„Wenn eines Menschen Zeit und Stunde aus sind, gibt es nichts," suchte die Stefflin hinwegzutrösten. „Der Tod will einen Lückensteher haben, und daheim hätte er sich einen anderen Vorwand gesucht. Wäre daheim auch gestorben, der Timothel."

Die Agatha sagte weder zu solchem noch zu anderem Troste etwas. Kein Wort der Klage oder des Jammers kam über ihre Lippen; doch auch kein fröhlich Lachen mehr. Vielleicht war es so, wie die Mutter sagte, vielleicht auch nicht; aber wenn sie sich nicht hätte vom grundlosen Aerger die paar heillosen Plapperer entreißen lassen, wäre es eben nicht so gekommen, und eine andere Möglichkeit hätte kein Schulbewußtsein auf ihr Gewissen geladen.

Nun war der Frühling schon auf die Waldberge und in die Bergeinöden hiaufgestiegen, und der bot dem nachschleichenden Sommer schon wieder die Hand als Führer über die blütenstrotzenden und sangdurchschwirrten Gefilde. Doch sie, die Agatha, achtete all' dessen nicht mehr. Weil in ihr alles tot war, wähnte sie das auch in aller Welt. Manchmal kam ihr sogar der Gedanke, es wäre das Beste, wenn auch sie versterben könnte, um der Vorwürfe los zu werden.

Zu Jakobi hätten sollen die beiden Goglleute ins Schindlauerhöfel ziehen und dieses als ihres Buben Eigen übernehmen und bewirtschaften. Doch so ein zwei, drei Wochen vorher tauchte in der Gegend ein unheimlicher Gast auf: eine hitzige Krankheit, der Typhus, wie sie der Bader nannte. Woher sie gekommen, ob sie jemand eingeschleppt oder ob sie selbst ihrer Wege gesucht, konnte niemand erraten. Doch hier und und dorten lud sie sich zu Gaste und warf dies oder jenes ins Krankenbett. Manche starben auch daran.

Ueber Nacht einmal ging sie auch den Gogl an, und zwei Tage nachher lag auch sein Weib in der Sucht und konnte nicht mehr aus dem Bette. Hitzen über Hitzen und ganz von Sinnen eines wie das andere.

Als man im Hofe drüben davon erfuhr, schlug die Steffelbäuerin die Hände über den Kopf zusammen.

„Jetzt ist das Elend fertig. Kein Mensch um und um, der sie betreute."

„Warum nicht gar?" meinte die Agatha gleichmütig. „Gehe halt ich hinüber . . ."

„Ja . . . sonst etwas! Eine Menge Kinder im Hause! Wenn da die Sucht einrisse! Oder wenn sie nur Du kriegst . . . !"

„Einem kranken Vieh hilft man, und kranken Leuten muß man auch helfen."

„Ist eine Rede!" billigte der Steffel das mannhafte Fürnehmen des Dirndels. „Dreißig Jahre schier sind sie schon bei uns in der Herberge und in der Arbeit; wär eine Schande vor allen Leuten, wenn wir sie da völlig verkommen ließen. Sie haben jetzt niemanden . . . Und wenn etwas sein wollte . . .? Wo haben denn sie die Krankheit her? Und warum haben sie andere nicht. Wie es werden will, so wird es; aber ein Leut muß der Mensch sein, kein Waschhadern."

Also ging die Agatha in Gottesnamen ins Inhäusel hinüber und betreute die beiden Kranken, bis sie wieder auf den Füßen waren. Nachher mußte jedoch das Inweib . . . die Agatha betreuen helfen, weil die Sucht diese umgeworfen.

Im Steffelhofe kriegte keines von all' den Leuten und Kindern die Sucht mehr, trotzdem das Dirndel krank im Hause lag, aber das starb, und in währenddem Sterben noch irreredete allewegen von einem Maibaume, den etwer nimmer völlig aufzustellen vermochte . . .

Wie schön ist der Anblick der Armen, wenn man sie in Gott betrachtet und mit jener Achtung, die Jesus Christus für sie hegte!

Er wird nichts Großes von einem Menschen, der nicht versteht, sich mit Gott zu unterhalten.

Gute Nacht, Herr Pfarrer!

Von Franz Schrönghamer.

So lange der Loderbauer ledig war, hatte es keine Gefahr, wenn er seine Sitzungen am Stammtisch bis Mitternacht ausdehnte. Niemand redete ihm etwas ein, und er genoß diesen Zustand der Freiheit mit jener gedankenlosen Selbstverständlichkeit, die das Merkmal jedes noch unbeweibten Mannsbildes ist. Dies änderte sich jedoch mit einem Schlage, als der Loderbauer seine Loderbäuerin heimführte, die, wie es in den meisten Ehen zu gehen pflegt, bald in allen Belangen das Heft in die Hand nahm. Besonders rasch wußte sie ihrem Manne das Sitzenbleiben am Stammtisch abzugewöhnen. Die Hänseleien seiner früheren Zechgenossen hatten zur Folge daß der Loderbauer doch wieder ab und zu den schwachen Versuch machte, den „Herrn im Haus" zu zeigen, indem er ungeachtet der Hauspredigten seiner Eheholden wieder länger sitzen blieb, als es für den ehelichen Frieden fördersam war. Zuguterletzt kam ihm sein Hauskreuz auch noch mit der Drohung, sie würde es dem Pfarrer sagen, was er für ein Saufaus wäre, und der würde ihm die Leviten schon anständig lesen.

Bei der Erwähnung des gestrengen Herren Pfarrers durchfuhr den Loderbauer blitzschnell ein Gedanke, und ein Plan reifte in ihm, der seiner Eheliebsten die häuslichen Mitternachtsansprachen für immer verleiden sollte.

Ein paar Tage tat der Loderbauer gut — ging nicht ins Wirtshaus, trank sein Mäßlein daheim und pries seine Bäuerin: Sie habe schon recht, mit dem Pfarrherrn wolle er sich's nicht verderben, im Gegenteil: er wolle sich mit ihm auf einen recht freundschaftlichen Fuß stellen. Denn das verschaffe Ansehen und Einfluß in der Gemeinde, und besonders auch am Stammtisch im Dorfwirtshaus.

Kurze Zeit darauf kam der Loderbauer wieder erst um Mitternacht nach Hause. Die Loderbäuerin hatte sich schon eine geschmalzene und gesalzene Hauspredigt ausgedacht und einen Hafendeckel bereit gelegt, mit dem sie den Empfang ihrem Kumpanen einleiten wollte. Da hörte sie auf der Dorfgasse seine Stimme: „Also gute Nacht, Herr Pfarrer! Angenehme Ruh' und schönsten Dank, daß Sie mich heimbegleitet haben!"

Damit war die Loderbäuerin entwaffnet. Wenn der Herr Pfarrer schon soweit in der Freundschaft war mit ihrem Mann, durfte sie ihn nicht weiter behelligen. Der Hafendecken verschwand unters Keilkissen, die Hauspredigt blieb ungesprochen. Und als sich der Loderbauer, den braven Pfarrherrn preisend, ins Bett legte, stellte sich die Loderbäuerin schlafend.

So oft in Zukunft wieder eine Gardinenpredigt fällig gewesen wäre, hörte die Loderbäuerin von der Dorfgasse her stets das typische „Also gut Nacht, Herr Pfarrer! Angenehme Ruh' und schönsten Dank für das Heimbegleiten! . . . Ja, den Gruß an meine Frau werd ich ausrichten — wenn sie nicht schon schläft."

Das ging so Wochen und Monate.

Eines Tages wurde es der Loderbäuerin aber doch zu bunt. Als sie den Pfarrherrn gelegentlich traf, bat sie ihn, ihren Mann doch früher als sonst heimzubegleiten. Sie wisse seine Freundschaft zu ihrem Mann zwar zu schätzen, aber das Sitzenbleiben bis Mitternacht schicke sich weder für einen christlichen Hausvater noch auch für den Seelenhirten der Gottesgemeinde.

Der Pfarrherr nickte nur und versprach Abhilfe. Und als er den Loderbauer gelegentlich traf und ihm Vorhalt machte, mußte dieser beichten: Das „Gute Nacht, Herr Pfarrer" sei nur eine Erfindung von ihm, eingegeben von der Not und von der Angst vor den häuslichen Predigten.

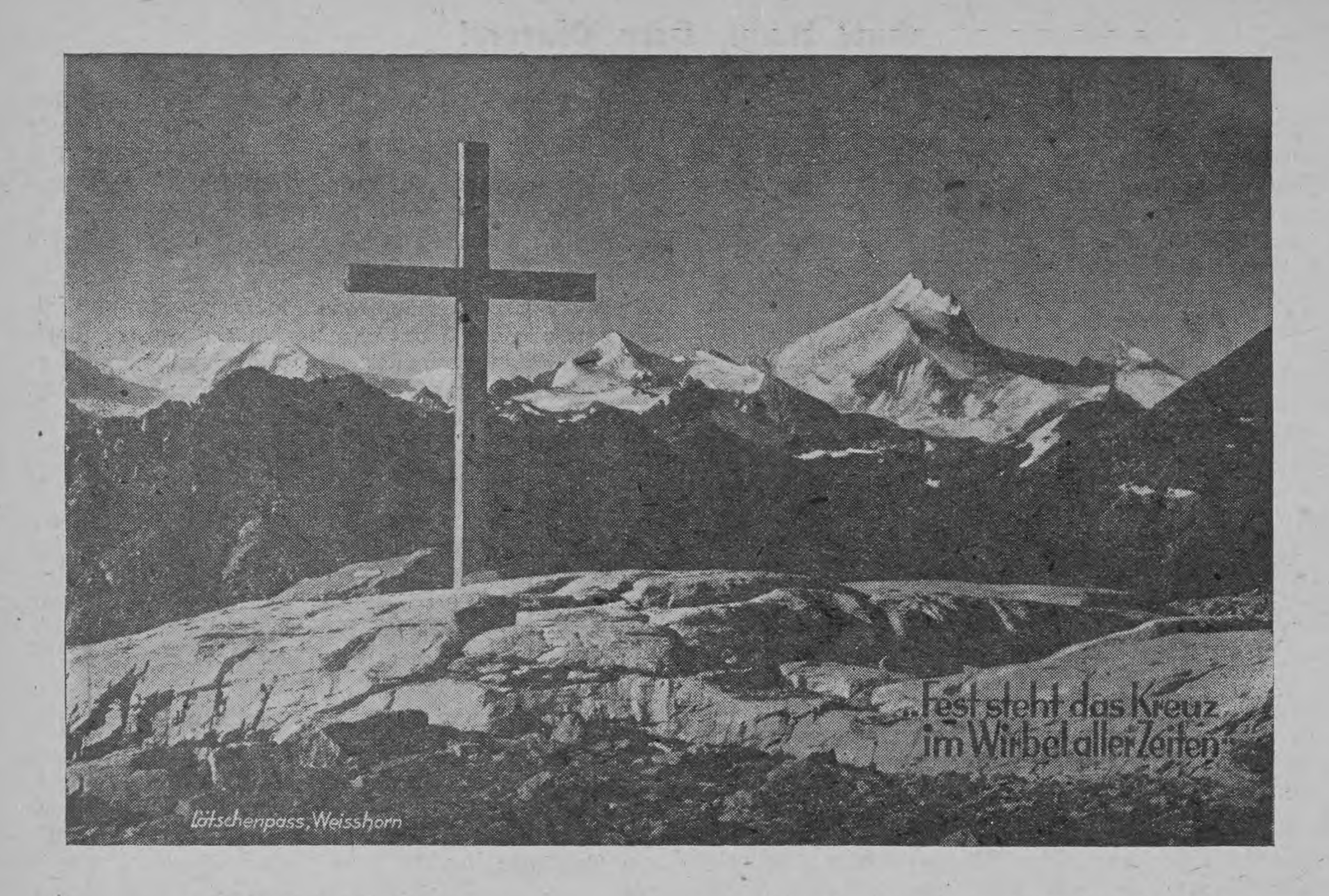
Da verstand der Pfarrer, nahm seine Dose heraus und ließ den Loderbauer in aller Freundschaft schnupfen, so zwar, daß es auch die Loderbäuerin vom Küchenfenster aus sehen konnte. Leider — oder Gott sei dank — sah sie nicht, wie der Pfarrer aus vollem Halse über die List des Loderbauern lachte. Denn er hatte sich schon umgewandt und klopfte dem erfindungsreichen Loderbauer auf die Schulter: „Mein Lieber, der Gutenachtswunsch ist mir schon recht. Aber wenn er in Zukunft um zehn Uhr statt um zwölf Uhr erfolgt, ist's mir lieber und Eurem Seelenheil dienlicher. Gute Nacht, Loderbauer . . ."

„Gute Nacht, Herr Pfarrer! Und auf wiedersehen am Stammtisch!"

Abendgebet

Mit deinem Sterngefunkel
leucht' in die Seele mein
und in dein mildes Dunkel
hüll' alle Sehnsucht ein!
Löse die straffen Fesseln,
die um mich warf der Tag
und nimm mein gutes Wollen,
das unter Dornen lag.
Decke mit blauem Mantel
die müde Seele zu
und schenk' ihr in Erbarmen
die segenstille Ruh'!

Helene Feldengut.



Kleine Geschichten

Von M. Claudius

Es war einmal ein, ich weiß nicht, wer, der war, ich weiß nicht, wo, und wollte sehen, ich weiß nicht, was.

Voll so arg ist's nicht, aber sehr viel weiß ich doch wirklich von dem Geschichtchen nicht, das ich erzählen will. Also:

Es war einmal ein Europäer, der war in Amerika und wollte den berühmten Wasssserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß der ihn hinführte, denn das Land war ungebaut, und es gingen da keine Ordinaria- noch Küchenposten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten und an den Wasserfall hinkamen, — machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich, so lang er war, auf sein Angesicht nieder und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihm fragte sein Reisegefährte, wozu und für wen er das tue? Und der Wilde gab zur Antwort: Für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

Es war einmal ein Polykarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter tat ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre," antwortete Polykarpus, „und er hat mir kein Uebels getan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" Indes war er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Es war einmal ein König in Persien, der hieß Kulichan, ein rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mongolen, seinen Nachbarn, fiel er ins Land und nahm ihnen alles weg, was sie hatten, und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wüttete noch ärger wie zuvor. Als er's nun gar so arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte er's gerne besser gehabt und schrie und flehte: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!" Die Aufrührer gaben ihm aber zur Antwort: „Du hast in deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit getan, so soll dir, Hund, auch keine widerfahren." Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

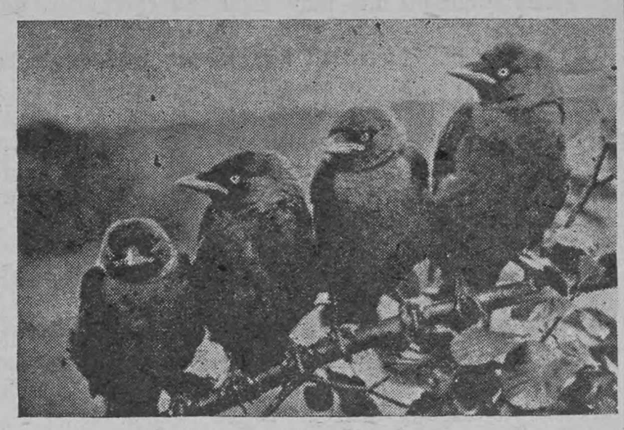
Antwort: Daß man Barmherzigkeit tun soll, ehe das Messer an der Kehle sitzt.

Bereitgestellt von A. H.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter



16. Fortsetzung

Herr Markus schaute ihr still nach.

„Wir werden fahren müssen, Herr Pfarrer. Der hochwürdige Herr Faustino hat mir aufgetragen, Sie recht bald im Pfarrhause zu Olival zu haben."

„Gehen wir also", meinte Herr Markus. „Warte nur, bis ich mir meine andere Jacke hole. Es könnte heute Abend kühl werden. Man muß sich vorsehen."

Herr Markus schritt auf die Tür zu. Dort drehte er sich noch einmal um und fragte:

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich bin der Augustino da Silva", antwortete der Bauer.

„Gut also, Augustino. Ich bin gleich zurück. Hole nur Jacke und Brevier."

Kurz darauf war Herr Markus auf dem Wege nach Olival. Eigentlich freute er sich, daß diese Einladung so plötzlich kam. Herr Manuel will zum Erzpriester kommen. Das wird dem Herrn Markus die lange Reise zum Herrn Manuel erspahren. Er wird heute Abend noch zu Hause sein, und wird während der Woche nicht fortfahren brauchen. Augustinos Pferde waren schnell. Herr Markus war eigentlich immer für ein langsames und vorsichtiges Fahren. Heute wünschte er sich aber doch eine schnelle Reise. Es wurde ihm eingenartig wohl ums Herz, als die Kutsche die Stadt verließ und in die Felder kam. „Es hat halt ein jedes Ding auch seine guten Seiten", dachte Herr Markus sich. Die Unterredung mit dem Herrn Manuel wird unangenehm sein. Vielleicht auch nicht. Vielleicht kommt er gar mit guter Nachricht zum Herrn Erzpriester hin. Jedenfalls, man wird heute noch mit dieser Geschichte fertig werden. Und das ist gut. Das erspart viel Zeit und alle Aufregung, die man gewöhnlich hat, wenn man tagelang einer unangenehmen Sache entgegenschauen muß. Was Herrn Markus aber besonders freute, war der Gedanke, daß er heute wieder daheim sein werde und während der Woche nicht fort brauche. Er wird sein Fatima überwachen können, damit ihm kein d'Oliveira schade.

Es wurde dem Pfarrer von Fatima immer froher ums Herz.

Man soll jedoch den Tag nicht vor dem Abend loben, und Herr Markus hätte wissen können, daß der liebe Herrgott im Himmel es einem nicht immer leicht macht.

Gerade fuhr die Kutsche aus einer von hohen Felssteinen umstellten Wegenge heraus, als Herr Markus wie von einer Nadel gestochen in die Höhe fuhr. Er sah den Jose, den büßenden Vagabunden, schwer betrunken dahintorkeln. Jose fuchtelte mit beiden Armen in der Luft herum und gröhlte aus vollem Halse. Seine Stimmung schien sehr lebensfreudig zu sein.

„Fahr dem Kerl nach und halte bei ihm an", rief Herr Markus mit hochrotem Kopfe seinem Fuhrmann zu. Dieser Jose! Wie das den Herrn Markus ärgerte! Gestern noch ein halber Heiliger, mit Büßerstrick und Rosenkranz, und heute wieder mitten drin im alten Dreck!

Jose hatte die heranfahrende Kutsche bemerkt. Er stellte sich mitten in den Weg und schrie aus ganzer Brust:

„Seid gegrüßt, Freunde! Schaut auf die Sonne des Himmels und freut euch, freut euch, ihr Freunde."

Dann stutzte er. Mit wilder Hast beugte er sich tief zum Erdboden hinab, als er den Priester sah.

„Herr Pfarrer, seien Sie ganz besonders gegrüßt. Sie sind ein heiliger Mann, auf den ein Sünder wie ich nur mit Ehrfurcht schauen darf. Ich darf überhaupt nicht auf Sie schauen, weil Sie so heilig sind. Die Sonne aber ist so schön und ich sage immer: Der Herrgott ist groß und allmächtig. Der Mensch soll ihn loben und preisen, und alle Sünde . . ."

Herr Markus war vom Wagen herabgeklettert. Sein heiliger Zorn brannte immer höher auf, als er des Landstreichers Wortgeschwall hörte.

„So treibst du es also? Büßen und saufen?"

Herr Markus griff nach dem Rosenkranz, der an

Joses Büßerstrick hing, und riß ihn an sich.

„Das trägst du mir nicht mehr, du ehrenloser, gottloser Lump."

Jose fuhr auf. Seine Augen öffneten sich immer weiter:

„Das sind ja Sie, Herr Pfarrer", schrie er plötzlich auf, als wenn er jetzt erst sähe, wer vor ihm stand. Darauf drehte er sich um und rannte davon. Einen langen Steinwurf vom Herrn Markus entfernt machte Jose halt und schrie noch einmal:

„Das sind ja Sie, Herr Pfarrer!"

Herr Markus drohte mit grimmgeballter Faust hinter dem weiterrennenden Jose her.

„Dem werde ich schon noch sagen, wo der Pfeffer wächst", schimpfte der Pfarrer von Fatima, als er umständlich wieder zum Wagen hinaufkletterte. Jose's langen Rosenkranz hielt er in der Hand.

„Da schaut, Augustino, dieser Rosenkranz sollte das Zeichen seiner Bekehrung sein. Er trug ihn und verdrehte die Augen, so daß alle Leute meinten, ein Wunder sei geschehen und der Jose sei ein Heiliger geworden. Und heute, betrunkn wie er nicht betrunkener sein könnte."

Augustino lachte laut.

„Der Kerl hat den großen Sieg gefeiert, den ihr Fatimaleute heute über die Großmäuler von Ourem gewonnen habt. Man hat mir erzählt, was hier heute Vormittag vorging und was der Jose dabei getan hat. Den dürfen Sie nicht ernst nehmen, Herr Pfarrer. Der Jose wid kein Heiliger. Gefährlich ist er aber auch nicht."

Herr Markus hatte an dem lauten Lachen und an den Worten des Augustino gar kein Gefallen.

„Die Sache ist nicht ganz so, wie Ihr es sagt, Augustino. Ich habe doch auch meine Erfahrung. Der Jose hat wirklich gut angefangen. Er hat aber keine Ausdauer. Er ist halt ein Trinker."

„Wenn er ein Trinker ist, dann müssen Sie halt viel Geduld mit ihm haben, Herr Pfarrer. So etwas verliert man nicht von heute auf morgen."

„Das weiß ich schon, das weiß ich schon", entgegnete Herr Markus ungeduldig. „Aber, daß man so schnell wieder in die alte Sünde fallen kann, das will mir doch nicht in den Kopf. Auf den Jose hätte ich bald geschworen."

„Man sagt, der Jose tue sehr viel für die heilige Maria im Irenental. Wie ein Hund soll er das Irenental überwachen, und auch die Kinder, sagt man bei uns. Der Kerl ist doch kein ganzer Lump, sagen die Leute."

Herr Markus wurde still. Das ist wahr. Jose ist nicht voll und ganz ein Lump. Man hat schon von Menschen gehört, denen die Schwachheit wie ins Blut übergangen war, die aber immer wieder versuchten, ihre sündhafte Schwachheit und Lumperei vor dem lieben Herrgott durch andere Dienste wieder gut zu machen.

Ein eigenartiges Ding hat Gott erschaffen, als er dem Menschenherzen Dasein gab. Es klopft sich in allergrößte Ludereien hinein und freut sich noch seiner Schandtaten. Ganz tief unten aber sitzt das, was man doch am liebsten hat, nämlich die heimliche Freude an Gott. Tiefer als alle Sünde, ja tiefer noch als die Furcht vor der Rache des Herrn am Tage des Gerichtes sitzt dort und quält dort die schöne Freundschaft, die man dem Herrgott gegenüber empfindet. Was nützt es schon, wenn Männer kräftig fluchen, wenn die Menschen äußerst stark sich in ihrer Roheit gebärden, mit der sie einander hassen, sich das Leben verbittern, über Frömmigkeit und Gutherzigkeit spotten. Tief drinnen ist es doch weich und ist doch die heimliche Liebe zu Gott. Es ist nur, daß nicht jeder an ihr stark wird, weil er sich keine Mühe gibt, und auch keine Zeit nimmt, stark zu werden. Es gibt Menschen, die wie ein Hund hinter dem Herrgott herlaufen. Auf Schritt und Tritt begehen sie die allerwildesten Untaten, zur selben Zei sind sie aber auch bereit, sich für den Himmel totschlagen zu lassen. Auf dem Gebiete ihrer Hauptschwachheit sind sie fast wie der Satan, so sündenbeladen. Dabei sind sie aber totehrlich, wenn es auf das Empfinden der Liebe ankommt.

Die allergrößte Tat der Liebe zu vollbringen, alles Ungöttliche aus ihrer Seele frisch und entschlossen rauszutreiben, dazu scheint ihnen der Mut zu fehlen. Sie fangen damit erst garnicht an. So einer wird wohl auch der Jose gewesen sein, der Halunke, der wieder einmal betrunken war, dem Herrgott, den Menschen, ganz besonders aber dem Pfarrer von Fatima zum schweren Aerger.

Das alles dachte Herr Markus, als er so dahinfuhr. So überzeugend war dieses Ueberlegen, daß Herr Markus jedem Trinker fast verziehen hätte. Als er mit seinen Gedanken jedoch auf den Jose kam, als er den Vagabunden wieder einmal so richtig vor seinen Augen hatte, wurde er von neuem grimmig. Schönes Denken über die Menschen und das Zusammensein mit den Menschen sind halt zwei verschiedene Dinge. Man denkt manchmal richtig — wenn man allein ist. Sind die Menschen da, dann folgt man nicht seinem Denken, dann folgt man seinem guten, seinem aufgebrachten oder gar seinem schlechten Empfinden.

„Ja, ja", knurrte Herr Markus laut vor sich hin.

Als Augustino ihr fragend anschaute, rief der Pfarrer von Fatima:

„Da kommen die Kinder, der Franz und die Mädchen. Haltet bei ihnen an, Augustino!"

Franz, Jacinta und Luzia grüßten den Pfarrer, der eiligst vom Wagen herabkletterte und sie anrief:

„Kinder, wo ward ihr?"

„Wir waren beten, Herr Pfarrer. Wir waren im Irenental."

„Daß ihr mir ja nicht noch einmal allein dort hingeht. Geht mit eurem Vater oder mit eurer Mutter oder mit anderen großen Leuen. Aber nicht allein, hört ihr?"

Die Kinder schauten mit großen Augen auf den Priester.

„Es gibt viele böse Leute, die euch nichts Gutes wünschen. Der d'Oliveira war heute hier, das wißt ihr ja doch. Paßt auf, sonst nimmt er euch wieder mit."

„Die heilige Maria hat gesagt, wir sollen alles als Buße für die Sünden der Welt auf uns nehmen", sprach Luzia da. Und da war es mit der Weisheit des Herrn Markus wieder einmal zuende. Was sollte er dem Kinde wohl darauf antworten? Im ersten Augenblicke

wollte ihm wirklich kein Gedanke kommen. Denn so war es ja in aller Wahrheit: Der Mensch soll den Kreuzen nicht aus dem Wege gehen. Und Herr Markus hatte die Väter der Kinder doch selbst belehrt, daß der Herrgott eine ganz andere Weisheit habe als die Menschen. Davon war Herr Markus überzeugt. Aber — da war das große Aber! Mit dem Denken über Gott und seine Ratschlüsse stimmt es immer. Danach zu handeln, sieht sehr oft unweise aus.

„Ich fahre jetzt fort. Spät in der Nacht werde ich wieder zu Hause sein. Bleibt mir jetzt den ganzen Nachmittag schön zu Hause", entschied Herr Markus. Er wollte sich inzwischen überlegen, was zu tun sei. Er wollte nachdenken, wo hier wohl der Wille Gottes zu finden wäre. Soll man die Kinder dem d'Oliveira in die Hände rennen lassen, damit sie neue Gelegenheit zum Kreuztragen fänden, oder soll man sie vor der Verfolgung des Administrators beschützen?

Herr Markus war ein praktischer Mann. Seine Lebensweisheit war jedoch nicht ganz von dieser Welt. Wo das Kreuztragen ganz klar von Gott gewollt war, da wagte er es nicht zu verhindern. Früher einmal, als er noch jung war, fragte er nicht viel nach solchen Dingen. Er wollte nur helfen, mit beiden Händen, wo er helfen konnte. Es kam auch vor, daß er in die Pfarrersünde fiel und hier oder da einen Menschen einfach sitzen ließ, weil er überzeugt war, daß das Kreuz selbst verschuldet und verdient sei. Heute war das anders. Heute plagte den Pfarrer jedes Kreuz, an dem eines seiner Gemeindekinder schleppt, ganz gleich, ob der Kreuzträger dem Pfarrer lieb war oder ob er menschliche Abneigung gegen ihn trug. Heute suchte er jedem zu helfen. Das aber war nicht so leicht. Manchmal war das Kreuz ganz deutlich vom Herrgott gewollt. Da durfte der Pfarrer nicht einfach hingehen und mitjammern und mithelfen, alles fortzutun, was schwer war. Da war ein Priester gebraucht, der den Mut hatte, zum Kreuztragen aufzumuntern. Ein Pfarrer, der ganz erfahren war in der Weisheit des Kreuztragens. So erfahren, daß er auch andere davon begeistern kann.

Das ist keine leichte Sache. Das ist wohl das Allerschwerste im Priesterleben. Herr Markus sah das wieder einmal, als er vor den Kindern stand. Ganz bitter wurde es ihm im Herzen. Was sollte er nur tun?

„Franz, stell dich einmal gerade hin", sagte er plötzlich.

Verwundert schaute der Knabe den Priester an.

„Ja, ja, stell dich einmal gerade hin", fuchtelte Herr Markus nervös mit der Hand.

Franz reckte sich. Er tat es mit etwas Vorsicht. Herr Markus schritt energisch auf Franz zu, riß ihm die Jacke auf und griff dem Knaben durch das Hemd an den Leib.

„Was hast du hier?", fragte er den erschrockenen Franz.

Keine Antwort.

„Was hast du hier?", wollte Herr Markus noch einmal wissen. Er schaute mit prüfendem Blick auf die beiden Mädchen. Jacinta hielt beide Hände gegen ihr Bäuchlein gedrückt, Luzia war blaß und hatte verängstigte Augen.

„Also, Franz, was ist das?"

„Ein Strick", antwortete der Knabe zögernd.

„Wozu?", forschte Herr Markus.

„Als Buße für die Sünden der Welt."

„Wie lange trägst du diesen Strick schon?"

„Wir haben ihn am Donnerstag gefunden."

„Und seit Donnerstag trägst du ihn?"

„Ja", entgegnete Franz.

Herr Markus schaute auf Jacinta. Große Tränen sah er in ihren Augen. Er trat an das Kind heran, legte ihm gütig die Hand auf den Scheitel und fragte:

„Hast du auch so einen Strick, Jacinta?"

„Ja", schluchzte das Kind ängstlich. „Die Luzia hat auch einen."

„Habt ihr diesen Strick den ganzen Tag um?"

„Den ganzen Tag und die ganze Nacht", sprach Luzia stotternd, als sie merkte, daß weder Franz noch Jacinta darauf Antwort gaben.

Herr Markus zupfte sich nervös die Nase.

„Kinder", sagte er nach einer Weile, „tut euch nicht zu viel an. Tragt den Strick lieber nicht. Er ist rauh, er könnte euch die Haut weh machen. Wenn die Haut wund wird, könnte es gefährlich werden. Ihr könnt Blutvergiftung bekommen. Seid lieber vorsichtig."

„Wir wollen alles leiden. Die heilige Maria hat gesagt, daß wir viel leiden sollen", sprach Franz ganz leise.

Herr Markus war jetzt ganz verwirrt. Er wagte es einfach nicht, den Kindern das Tragen des Strickes auszureden. Hier waren ganz und gar der Herrgott und die heilige Maria im Spiel. Da durfte er, der Pfarrer von Fatima, sich nicht einmischen. Aber, aber, durfte man menschlich so unklug werden, um es sogar auf eine Blutvergiftung ankommen zu lassen?

Herr Markus seufzte auf.

„Kniet nieder, Kinder, damit ich euch segnen kann", sprach er.

Hastig kletterte er dann wieder auf den Wagen.

„Jetzt fahrt aber los, Augustino, sonst kommen wir niemals nach Olival", rief er ungeduldig seinem Fuhrmann zu.

„Das mit der heiligen Maria ist nicht leicht", erzählte er unterwegs. „Glaubt mir, Augustino, nie in meinem Leben habe ich so viel Aerger gehabt wie gerade jetzt. Die ganze Gemeinde wäre mir fast durcheinander gekommen. Das ist wohl jetzt vorbei. Im Kopfe ist mir aber immer noch alles ganz durcheinander geworfen. Eine Sorge nach der anderen, Augustino, und ein Aerger nach dem anderen."

Augustino schien ein sehr stiller Mann zu sein. Er sprach nicht viel. Er fragte den Pfarrer nur sehr wenig über die Fatimaereignisse aus. Herr Markus wurde auch bald sehr kurz in seinen Antworten. So ließ Augustino ihn denn vollständig in Ruhe. Das gefiel dem Pfarrer von Fatima. Denn jetzt fand er endlich Gelegenheit, darüber nachzudenken, was die Mutter Ludwigs ihm erzählt hatte. Als sie es erzählte, war Herr Markus nur darauf bedacht, das arme Frauchen zu trösten. Jetzt erst kam ihm in den Sinn, wie verwickelt und wie schmutzig doch eigentlich die Geschichte war, in die der hochwürdige Herr Manuel sich eingelassen hatte. So

ganz ohne richtige Ueberlegung und blind dem Ludwig trauend.

Vor dem Abendbrote noch war Herr Markus in Olival. Dort traf er den Herrn Manuel. Auch der Jesuitenpater Cruz war beim Herrn Erzpriester. Die Geistlichen saßen auf der Veranda des Pfarrhauses. Herr Manuel war im Pfarrhause, wo er sich den Reisestaub abwusch.

„Schön, daß Sie gekommen sind", begrüßte der Erzpriester den Pfarrer von Fatima. „Kommen Sie nur, Sie möchten sich doch wohl auch etwas den Staub abklopfen?"

Herr Markus folgte dem Erzpriester ins Haus. Auf dem Gange traf er den Herrn Manuel. Bleich sah der junge Priester aus. So bleich und so ernst, daß er dem Pfarrer von Fatima wirklich leid tat.

„So, Sie sind auch hier", sprach Herr Manuel kurz. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, trat er zur Veranda hinaus.

Herr Markus schaute ihm etwas erstaunt nach.

„Ich habe ihm doch nichts getan? Warum ist er denn so kurz angebunden?"

„Der ist nicht böse", meine Herr Faustino, „er sucht nur zu verbergen, wie unangenehm ihm das Wiedersehen mit Ihnen ist."

Bevor Herr Markus wieder in die Veranda trat, machte er ein großes Kreuzzeichen, wie um sich zu wappnen. Er sah den Erzpriester Faustino und den Pater Cruz in Korbstühlen sitzen, während Herr Manuel unruhig auf und ab marschierte.

„Es freut mich, daß auch Sie hier sind, Herr Markus", wandte Herr Manuel sich an den Pfarrer von Fatima. „Was ich heute berichten will, geht auch Sie an. Ganz besonders Sie."

Fragend schauten die älteren Priester auf ihren jüngeren Mitbruder.

„Ich muß leider gestehen, daß ich mich im Ludwig Futtini vollständig getäuscht habe. Ich war der Meinung, er wolle das Kind wirklich an sich nehmen. Der Bursche hat mich aber mißbraucht. Das weiß ich jetzt. Seine eigene Mutter hat es mir erzählt. Der Ludwig will das Kind garnicht. Er will es nur von der Rosa forthaben, um seinem Onkel den Beweis bringen zu können, wie schlecht Priester und Regierung von dem Mädchen denken. Ich hatte das Allerbeste im Sinn, als ich versuchte, ihm darin beizustehen. Leider bin ja auch ich der Ueberzeugung, daß das Mädchen wirklich schlecht ist. Aber, der Rosa das Kind zu nehmen, damit Ludwig es in ein Waisenhaus stecke, wo es ganz elternlos aufist. Aber, der Rosa das Kind zu nehmen, damit Ludwig es in ein Waisenhaus stecke, wo es ganz elternlos aufwächst, das tu ich doch nicht. Das habe ich dem Ludwig schwer er mich durch seine Heuchelei beleidigt, und in welch' unangenehme Lage er mich dadurch gebracht hat. Ludwig hat sich daraufhin voll und ganz dem Administrator von Ourem verschrieben. Heute Vormittag hat man mir nun verraten, daß dem Ludwig versprochen wurde, der Rosa das Kind mit Gewalt fortzunehmen. Das wollte ich Ihnen sagen. Lassen Sie die Rosa mit dem Kinde Fatima sofort verlassen, Herr Markus. Man darf sienicht in Fatima finden. Niemand darf auch wissen, wo sie ist. Sie muß den Distrikt Ourem ganz verlassen. Schicken Sie sie irgendwo hin, wo der d'Oliveira keine Gewalt hat. Ludwig's gemeines Spiel muß unter allen Umständen verhindert werden."

Herr Manuel war wieder ganz Feuer geworden. Seine eigene unangenehme Lage schien er vollständig vergessen zu haben. Als wenn nichts geschehen wäre, so stand er da vor seinen älteren Mitpriestern, und der Ton seiner Stimme war belehrend und befehlend.

Herr Faustino und Herr Cruz schauten stumm und beobachtend auf den jungen Geistlichen. Herr Markus wurde nervös:

„Gut, daß Sie mir das gesagt haben, Herr Manuel, sehr gut. Ich danke Ihnen auch. Die Rosa wird gleich morgen fort müssen, dafür werde ich schon sorgen."

„Setzen Sie sich doch", meinte Herr Faustino ruhig dazwischen.

„Nein, danke schön", entgegnete Herr Manuel. „Ich wollte Sie nur warnen. Und das habe ich getan. Muß jetzt wieder sofort zurück. Sie müssen mich schon entschuldigen."

„Setzen Sie sich nur", sprach Herr Faustino noch einmal, „ich denke, wir haben noch mehr zu besprechen."

Herr Manuel zog die Stirnfalten zusammen. Stumm und sehr ernst schaute er auf seinen Vorgesetzten, den Erzpriester von Olival. Dann sprach er kalt:

„Ich denke nicht, Herr Erzpriester, daß ich noch andere Sachen hätte, die ich hier besprechen möchte. Sie müssen mich entschuldigen. Ich muß unbedingt fort."

„Mein junger Freund, Sie werden es schon meinem Urteil überlassen müssen, ob es hier noch etwas zu besprechen gibt oder nicht", sagte Herr Faustino darauf mit gütiger, aber entschiedener Stimme. „Ich habe da einige Fragen, die ich als Ihr Vorgesetzter an Sie richten muß. Und glauben Sie mir: Ich tue das nur, weil ich Ihnen helfen möchte. Wir sind ja alle einmal jung gewesen, und jeder von uns ist hier und da einmal in Schwierigkeiten gekommen. Darum werde ich der Allerletzte sein, der Gericht über Sie halten wird. Sie werden aber doch verstehen, daß die Schlägerei in Fatima großes Aufsehen erregt hat. Die Sache kam in die Zeitung, und die erzbischöfliche Kanzlei will wissen, was sich da eigentlich zugetragen hat."

Herr Manuel begann nun wieder unruhig auf und ab zu gehen. Ohne auf einen der anwesenden Priester zu schauen, sprach er:

„Ich verstehe sehr wohl, was Sie meinen, Herr Erzpriester. Bin Ihnen auch für Ihr väterliches Zuvorkommen sehr dankbar. Es ist aber wirklich nicht notwendig, daß wir die ganze Geschichte noch einmal besprechen. Es sind falsche Gerüchte über mich verbreitet worden, mit denen muß ich selbst fertig werden. Mit diesen Gerüchten meine ich nicht nur die Zeitungen. Auch in Lissabon, in der erzbischöflichen Kanzlei, hat man Auffassungen über mein Verhalten, die direkt beleidigend sind."

„Was wollen Sie damit sagen?", fragte Herr Faustino ernst.

„Ich habe gestern einen Brief erhalten, in dem mir der Generalvikar verbietet, jemals wieder nach Fatima zu gehen oder mich irgendwie in die Angelegenheiten

von Fatima einzumischen. Sollte man mir nicht Gelegenheit geben, meinen Standpunkt und alle Umstände zu erklären, die mich in eine Lage hineingezwungen haben, die ich garnicht wollte? Das Urteil, das man da in Lissabon über mich gefällt hat, ist sehr einseitig und ungerecht. Jeder Mensch hat das Recht, sich zu verteidigen. Mir wurde dieses Recht nicht gegeben. Man hat mich nicht gefragt, man hat einfach über mich geurteilt."

„Das will ich ja gerade mit Ihnen besprechen, Herr Manuel. Man hat mich beauftragt, Ihren Standpunkt zu hören."

Herr Faustino war aufgestanden. Er rückte einen Stuhl heran und schob ihn freundlich seinem jungen Gaste zu, während er die letzten Worte sprach. Herr Manuel blieb stehen. Mit glühenden Augen und streng gespanntem Gesicht schaute er dem Erzpriester in die Augen, als er sagte:

„Herr Faustino, weder Sie noch der Generalvikar werden in meiner Sache entscheiden. Ich habe mich an den Kardinal-Erzbischof gewandt. Bis Antwort von ihm kommt, werde ich mich selbst und nach eigenem Gewissen verteidigen. Ich kann nicht ruhig dasitzen und warten, bis die Zeitungen meine Ehre vollständig besudelt haben werden."

„Herr Manuel, lassen Sie lieber mich die Sache übernehmen", mahnte der Erzpriester.

„Meine Ehre ist mein persönliches Eigentum", erwiderte Herr Manuel darauf. „Meine Talente, meine Kraft und meine Zeit gehören der Kirche. Meine Ehre ist jedoch mein Eigentum. Darüber muß ich nach eigenem Urteil verfügen."

Da erhob auch Herr Markus sich. Er trat auf den jungen Priester zu und meinte väterlich:

„Wir Priester dürfen nichts Eigenes haben, Herr Manuel, rein garnichts. Was wir denken, wie wir urteilen, ja selbst was wir empfinden, gehört der Kirche Jesu Christi. Des Priesters Ehre und Ansehen ist der Kirche Ehre und Ansehen. Das Volk und die Geschichte beurteilen die katholische Kirche immer nach ihren Priestern. Der Maßstab, nach dem sie messen, ist der Heiland selbst. Es ist etwas sehr Gesundes an dieser Sache, und eines der größten Uebel im Priesterleben ist, daß wir diesen allgemeinen Maßstab öfters vergessen und persönlich zu urteilen beginnen, wie zu handeln und wie zu denken sei. Wir vergessen dabei immer wieder die Demut des Heilands. Die Demut, Herr Manuel. Die Kirche ist die Stimme Christi. Fügen wir uns ihrem Urteil."

„Vergessen Sie aber bitte nicht, daß es immer ziemlich lange dauert, bis die Kirche zu entscheidenden Urteilen kommt", erwiderte Herr Manuel darauf scharf. „In der Zwischenzeit wird die Kirche von Menschen geleitet, die genau so schwach und menschlich sind wie ich und Sie. Und auch wie der Generalvikar. Auch er kann sich irren. Das beste Beispiel wird uns ja gerade jetzt vor Augen geführt. Das Volk Fatimas schreit in seiner Verwirrung Geschichten von Gottesmuttererscheinungen in die Welt, während das Volk Portugals sich weigert, an derartige Dinge zu glauben. Und wir Priester schweigen. Sagen kein Sterbenswörtlein, das Wegweisung und Aufklärung brächte. Wo ist da wohl die Stimme Gottes? Man sagt doch, die Stimme des Volkes sei die Stimme Gottes. Wo ist nun wohl die Stimme des Herrn? Im kleinen, verwirrten Fatima, oder im großen Portugal? Man wird mir noch einmal dafür danken, daß ich für die Ehre der Kirche eintrat. Gerade jetzt sollte man mich unterstützen. Sind wir eine kämpfende Kirche, oder sind wir die Vertreter einer unentschlossenen Kirche, die selbst nicht weiß, was sie will?"

„Herr Manuel, setzen Sie sich", unterbrach der Erzpriester den jungen Priester noch einmal. Und Herr Markus sagte still:

„Ja, Herr Manuel, wir sind Vertreter einer kämpfenden Kirche. Der Hauptkampf muß sich aber in der eigenen Seele abspielen, sonst ist alles gleich am Anfang verloren."

„Ich sehe, daß wir uns nicht verstehen, meine Herren", sprach der Priester darauf, „ich habe mich an den Kardinal-Erzbischof gewandt, er soll entscheiden. In der Zwischenzeit muß ich Sie bitten, sich nicht weiter zu bemühen."

Herr Faustino erhob sich:

„Der Herr Generalvikar vertritt unseren Kardinal-Erzbischof. Sie wissen, daß der Kardinal-Erzbischof von der Regierung des Landes verwiesen wurde. So lange er nicht zurückkommen darf, ist der Generalvikar unser Vorgesetzter. Er hat Entscheidungen zu treffen, und diese Entscheidungen binden uns. Sie wissen auch, daß ich in diesem Dekanate den Generalvikar vertrete. Als ihr Vorgesetzter wiederhole ich hiermit noch einmal die Verbote, die Ihnen von der erzbischöflichen Kanzlei gegeben worden sind."

Dann trat er auf den jungen Priester zu, legte ihm gütig die Hand auf die Schulter und sprach mit warmer Stimme:

„Herr Manuel, glauben Sie mir doch, daß ich Ihnen nur helfen will."

„Die Richtschnur meines Handelns sind das Gesetz Gottes und mein Gewissen. Gott wird mir schon sein Licht geben, damit ich das Rechte tue. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Herr Dekan. Man hat mir aber bereits so viel unrechte Hilfe gegeben, daß ich jetzt nur noch meinem eigenen Urteil traue."

„Das klingt wie die dritte Stunde im Priesterleben, Herr Manuel, wie die dritte Stunde", murmelte Herr Markus mit zitternder Stimme.

Herr Manuel schaute fragend auf den Pfarrer von Fatima.

„Wissen Sie noch, was ich Ihnen damals sagte, als Sie bei mir in Fatima waren? Als Sie die Rosa besuchen waren? Sie zitierten damals den Anfang des Sonntagspsalmes 118, den Psalm der ersten Brevierstunde: „Glückselig, die da makellos des Weges ziehn." So ziehen wir in unserer Priesterjugend in die Welt. Wir urteilen streng, manchmal ganz ohne Nachsicht. Wo man keine Nachsicht hat, muß man in Schwierigkeiten kommen. Wenn es schwer wird und wir uns keinen Ausweg wissen, beten wir die Sonntagsterz unseres Brevieres: „Gib mir, o Herr, zur Richtschnur deiner Vorschrift Weg, ich will beschreiten ihn bis an mein Ende." Wie stolz das doch klingt! Es hat schon so man-

chen gebrochen, der da meinte, er werde es schon schaffen, so lange er nur wisse, was zu tun sei. Gewöhnlich schafft man es nicht, wenn man — allein gehen will."

Herr Manuel kehrte sich grußlos um und verließ das Pfarrhaus.

„Dem möge Gott gnädig sein", sprach Herr Faustino nach einer Weile.

Herr Cruz hatte mit keinem Worte an dieser Unterhaltung teilgenommen. Er hatte jedoch aufmerksam zugehört, was gesagt wurde. Die ganze Zeit hindurch hielt er sein Auge auf den Herrn Manuel gerichtet. Jetzt erhob er sich und begann sinnend auf und ab zu gehen.

„Der rennt noch in sein Unglück. Herr Faustino, ich denke, Sie sollten es noch einmal mit ihm versuchen. Lassen Sie ihm ein paar Tage Zeit, bis er sich beruhigt. Fahren Sie ihn so am Donnerstag besuchen. Jedes Mittel sollte benutzt werden, bevor er in seinem Starrsinn zu weit läuft."

„Das ist ein guter Ratschlag", erwiderte Herr Faustino darauf. „Das werde ich tun. Ich werde ihm noch einmal zusprechen. Möge die heilige Maria ihm barmherzig sein."

Lange noch sprachen die drei Geistlichen miteinander. Des Erzpriesters Wirtschafterin hatte ein wahres Sonntagsessen auf dem Abendbrottisch, das aber kaum berührt wurde. Die drei hochwürdigen Herren waren zu aufgeregt. Herr Markus hatte nicht einmal Gelegenheit, über seine neuen Schwierigkeiten, über den Büßerstrick der Kinder und über den betrunkenen Jose, zu sprechen. Der Herr Manuel lag ihm und seinen zwei Mitbrüdern viel zu sehr im Sinn.

Gegen neun Uhr abends verließ Herr Markus Olival. Er fuhr zurück nach Fatima.

(Fortsetzung folgt.)

Achten Sie bitte auf die neue Adresse des Marienboten:

The Marien Preß,
St. Thomas College,
Battleford, Sask.

„Wenn jemand opfert von ungerechtem Gut, so ist es eine Gabe voll des Hohnes."
(Bibel—Sirach)

In der Furcht des Herrn liegt Zuversicht des Starken. Auch seine Kinder finden darin Schutz.
Bibel

„Vergiß den Freund in deinem Herzen nicht. Sei seiner eingedenk, wenn du Vermögen hast."
(Bibel—Sirach)

„Wer vom Vermögen Armer opfert, der schlachtet gleichsam den Sohn in Gegenwart des Vaters."
(Bibel—Sirach)

Wer langmütig, besitzt auch reiche Einsicht. Wer jähzornig, der steigert seine Torheit.
Bibel